



# Henriette Schrader-Brehmann

Ihr Leben

aus Briefen und Tagebüchern  
zusammengestellt und erläutert

von

Mary J. Eyschinska

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Dr. Arnold Brehmann

In zwei Bänden  
mit 8 Bildern



Berlin und Leipzig 1927

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung / S. Guttentag, Verlags-  
buchhandlung / Georg Reimer / Karl J. Trübner / Veit & Comp.





**Henriette Breymann**  
im Jahre 1868.

# Henriette Schrader-Breymann

## Ihr Leben

aus Briefen und Tagebüchern  
zusammengestellt und erläutert

von

Mary J. Lyfchinska

Zweite Auflage

unter Mitwirkung von Dr. Arnold Breymann

Erster Band

mit 5 Bildern



Berlin und Leipzig 1927

Walter de Gruyter & Co.

vormals G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung / J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung / Georg Reimer / Karl J. Trübner / Belt & Comp.

---

Alle Rechte, besonders das der Über-  
setzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

---

## Vorwort.

Es ist gewiß für einige Grundzüge ihres Wesens bestimmend gewesen, daß Henriette Breymann das Licht der Welt in einem Landpfarrhause erblickte, und zwar zu einer Zeit, in welcher die Verkehrsmittel von heute noch gar nicht existierten und von Abgeschlossenheit und ländlicher Stille wirklich noch die Rede sein konnte.

Auf dem Dorfe Mahlum, im Lande Braunschweig, wurde Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts diese ländliche Stille höchstens durch das Horn des Ruhhirten unterbrochen, der frühmorgens um 4 Uhr das Vieh im Vorübergehen sammelte, um die Herde dann auf die Gemeindeweide zu führen; oder durch das Schnattern der Gänse, die von dem Gänsejungen auf den Dorfanger getrieben wurden. Damals beschäftigte sich jeder in Stadt und Land, im geringeren oder im größeren Maße mit der Landwirtschaft; auch die Pfarrerfamilien waren genötigt, den größten Teil ihrer Einnahmen aus dem Ertrage von Garten, Weide und Ackerland zu beziehen.

So wurzelte Henriette Breymanns Kindheit in einer Umgebung und in einer Zeit, die wir uns heute gewissermaßen durch die konstruktive historische Phantasie vergegenwärtigen; dagegen ragte das letzte Drittel ihres Lebens in eine vollständig moderne Welt in der Reichshauptstadt. Sie hat den großen Umschwung, den Deutschland im 19. Jahrhundert auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiete gemacht, in ihrer Person durchlebt.

Eine Frau, welche diese Entwicklung ihres Vaterlandes so intensiv aufgenommen und zugleich so viel für die Bildung der Frauen der kommenden, neuen Zeit geschaffen hat, und die daneben ein reiches Innenleben voll schöner, persönlicher Beziehungen pflegte, eine solche Frau mußte eine üppige Naturanlage mit in die Wiege bekommen haben. Eine vielseitige, auf das Große angelegte Natur birgt aber starke Gegensätze in sich, die auf dem Boden eines leidenschaftlichen Temperaments sich stürmisch bekämpfen und ablösen, ehe sie sich allmählich durchdringen und

die harmonisch abgeklärte Persönlichkeit einer wirklich großen, deutschen Frau daraus hervorgeht.

Eine solche Frau war Henriette Schrader-Breymann. Ihre volle Würdigung ist vielleicht der Zukunft vorbehalten, aber diese Möglichkeit enthebt die jetzt lebende Generation nicht der Pflicht, die Bedeutung ihrer Arbeit für die Erziehung hervorzuheben und die zerstreuten Eindrücke der Mitlebenden zu einem Gesamtbilde zu vereinigen.

Sie durchlebte in und außer sich den Umschwung, den die Entwicklung und Stellung der Frau in den letzten fünfundsiebzig Jahren durchmachte; ja, sie hat diese neue Zeit auf eine eigenartige Weise gestalten helfen; daher sehen wir in ihrer reifen Persönlichkeit entgegengesetzte Strömungen zu einer höheren Einheit sich verschmelzen.

Sie erstrebte die volle Emanzipation der Frau von der Bevormundung des Mannes, nicht um ihm Konkurrenz zu machen, sondern als die notwendige Vorbedingung zur vollen Entfaltung der weiblichen Eigenart. Sie war es, die den sich emanzipierenden Frauen Dinge empfahl, welche sie bis heute vielleicht unterschätzen, z. B. die einheitliche Körper- und Geistespflege ganz kleiner Kinder, die praktische und wissenschaftliche Beherrschung hauswirtschaftlicher Tätigkeit, die Erziehung der Hausangestellten durch die Art und Weise ihrer Hausführung.

So erscheint sie uns im gewissen Sinne altmodisch und neumodisch zugleich. Mit der Vergangenheit legte sie den Schwerpunkt ihres Lebens ihrer Tätigkeit, ihrer Lehre in die Familie, aber auf diesem Gebiete wandte sie ganz moderne Mittel an. Sie führte gerade dem Familienleben neue Bildungselemente zu, wodurch von innen eine Vertiefung und eine Erhöhung des Familienlebens, des ehelichen mit eingeschlossen, angebahnt werden kann.

Durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte teils durch sich selbst, teils durch die mir auf das bereitwilligste von den Familien Schrader und Breymann zur Verfügung gestellten Papiere, ergänzt durch die eigenen Erinnerungen und durch langjährige Mitteilungen guter Freunde, hoffe ich den obigen Standpunkt annähernd begründen zu können. In erster Linie gedente ich in Dankbarkeit meines jetzt verstorbenen Freundes, des Reichstagsabgeordneten Karl Schrader, des Gatten von Henriette Schrader, dessen Ermunterung allein mir die Aufnahme einer solchen Aufgabe möglich machte. Ebenso habe ich den Geschwistern Henriettens für viele Mitteilungen über die alte Heimat zu danken. Einige Korrespondenzen von Freunden sind mir bereitwilligst zur

Verfügung gestellt, und Fräulein M. Kellner, Frau M. Balhorn, Frau Justizrat Zwilgmeyer-Braunschweig haben sich der Arbeit unterzogen, den 1. Band meines Manuskripts von Sprachfehlern, welche eine Ausländerin sich leicht zuschulden kommen läßt, zu säubern; ihnen spreche ich hier meinen Dank aus. Viel zur Veranschaulichung des Erzählten hat Dr. Arnold Breymann, jetziger Direktor der Erziehungsanstalt Neu-Wasum, Wolfenbüttel, beigetragen, indem er mir sämtliche Klischees zu den Bildern aus seinem Besitze zur Verfügung gestellt; den Text hat er auf meine Bitte einer gründlichen Revision unterworfen und stellenweise mit den zugrunde gelegten Belegen verglichen.

Mögen alle Freunde meiner Arbeit bei dem Lesen derselben einen Lohn für ihre dargebotene Hilfe finden.

Meine Beziehungen zu Henriette Schrader-Breymann waren derart, daß die Arbeit mir als der schönste Kindesdienst erscheint.

---

Den zweiten Band dieses Lebensbildes sollte der verstorbene Reichstagsabgeordnete Karl Schrader schreiben, und die Muße eines kurzen Aufenthaltes in der Schweiz im Jahre 1912 benutzte er, um den Anfang zu machen. Leider ist dieser ein Fragment geblieben. Ich bitte den Leser, die in einem Anhange gebrachte Skizze des Verstorbenen als einen Übergang zum zweiten Bande dieses Buches zu betrachten.

M. S. Lyschinska.

## Inhaltsverzeichnis von Band I.

	Seite
Vorwort . . . . .	V
Kapitel 1. Vorfahren . . . . .	1
" 2. Henriettens Geburt, Eltern, Umgebung, Familienleben, erste Erziehung . . . . .	8
" 3. Der erste Unterricht in Haus und Schule . . . . .	20
" 4. Rückkehr in das Elternhaus, Konfirmation. Die erwachsene Tochter im Hause. 1841—1844 . . . . .	28
" 5. Reichenbach. Rückkehr in das Elternhaus. Schlechter Gesundheitszustand. 1844—1848 . . . . .	38
" 6. Der Sommer 1848 bei Friedrich Fröbel in Reilhau . . . . .	47
" 7. Der Aufenthalt bei Fröbel in Dresden im Winter 1848/49 . . . . .	84
" 8. In Liebenstein bei Fröbel . . . . .	123
" 9. Die Rückkehr in das Mahlumer Pfarrhaus. 1849 bis 1851 . . . . .	148
" 10. Auf der Wanderung 1851—1854 . . . . .	155
" 11. Im Wazumer Pfarrhause. 1854—1864 . . . . .	165
" 12. Im Wazumer Pfarrhause: Erziehliches Leben, Unterricht, Beschäftigung. . . . .	178
" 13. Tagebuch- und Briefauszüge. 1854—1864 . . . . .	184
" 14. Übersiedelung nach Wolfenbüttel und das Leben in Neu-Wazum . . . . .	241
" 15. Auszüge aus Briefen usw. 1864—1868 . . . . .	249
" 16. Erweiterte Ziele, Entstehung der Schloßanstalten in Wolfenbüttel . . . . .	298
" 17. Der Krieg 1870/71. Neue Pläne. Beziehungen zu Karl Schrader. Heirat und Übersiedelung nach Berlin. 1872 . . . . .	323
" 18. Korrespondenz zwischen Henriette Freymann und Karl Schrader bis 1872 . . . . .	329
" 19. Autobiographisches von Karl Schrader. (Ein Fragment) . . . . .	503

## Kapitel 1. Vorfahren.

Die Familie Breymann war eine von den traditionellen Pastorenfamilien; Großväter beiderseits, sowie Urgroßväter wenigstens einerseits bekleideten das geistliche Amt.

Henriettens Vater, Ferdinand Breymann, wurde im Pfarrhause zu Kirchberg, einem braunschweigischen Dorfe am Fuße des Harzes am 23. April 1797 geboren. Zwischen Pfarrhaus und Gutshaus bestanden freundschaftliche Beziehungen, und die Kinder beider Familien genossen denselben Unterricht und verkehrten wie Geschwister miteinander bis zu Ferdinands Konfirmation und Abgang zum Gymnasium nach Holzminden.

Der lebensfrohe Jüngling von schönem Aeußeren und gefälligen Manieren sollte aber bald das Leben von seiner ernstern Seite kennenlernen. In den kriegerischen Zeiten verloren die Eltern nicht nur ihr Vermögen, sondern in dem russischen Feldzuge (1812) einen teuren Sohn und Ferdinand einen heißgeliebten Bruder. Im Jahre 1814 starb dann auch der Vater.

Durch diese schweren Schicksalsschläge und durch eine Schußwunde, die Ferdinand lange auf dem Krankenlager gefesselt hielt, wurde der Jüngling ernst gestimmt, und es erwachte in ihm der Entschluß, den Beruf seines Vaters zu wählen. Durch Verhältnisse begünstigt, wurde es ihm möglich, seine theologischen Studien in Göttingen und Halle zu absolvieren.

Er war schon einige Jahre Landpfarrer in Mahlum und Bodenfein, als er um Luise Hoffmann, die für die damalige Zeit hochgebildete Tochter des Superintendenten und Konsistorialassessors Hoffmann zu Netze, unweit Hildesheim, warb.

Hier geben die Aufzeichnungen Hedwig Breymanns (der jüngsten Schwester von Henriette) nach der Erzählung der Mutter ein interessantes Zeitbild des Einzugs des jungen Ehepaares in den neu zu be-

gründenden Haushalt. Sie schreibt nach dem Diktat von Henriette wahrscheinlich: „Am 13. Dezember 1825 war Ferdinand Breymanns Hochzeit in Netze und an demselben Abend konnte der überglückliche Bräutigam seine Braut mit dem Wagen nach Hause fahren. Ohne Gefahr war eine solche Fahrt von ein und einer halben Stunde in der Jahreszeit, bei den von Schnee und Regen aufgeweichten Wegen nicht: Wagen und Pferde kamen momentan in ganz gefährliche Lagen, bald klappte ein tiefes Loch, bald bedurften selbst kräftige Pferde eines Vorspanns, um in dem Urschlamm schweren Bodens vorwärts zu kommen.

Unterdessen hartete die bäuerliche Wirtschaftlerin im Mahlumer Pfarrhause ungeduldig und wehmütig zugleich auf das junge Ehepaar. Frau Z. wußte, daß ihre letzte Stunde in der Pfarre geschlagen hatte, daß ihre Regierung nun zu Ende kam; sie sollte nur noch das neue Mädchen, welches eingezogen war, unterweisen. Sie trocknete sich oft mit dem Zipfel der blauen Schürze die Augen, denn sie wußte es ja, daß ihr lieber junger Herr Pastor es nie wieder so gut haben werde wie bei ihr. Die stattliche Frau Kantorin brachte Gewinde aus Tannengrün und unterbrach die Rede und das Seufzen der traurigen Frau Z. Die Girlanden wurden vor den Türen angenagelt.

Als sie die roten Barnsteine der Diele und die gescheuerten Fußböden der Wohnzimmer im Zickzack mit weißem Sand bestreut gewahr wurden, nickten sich beide Frauen wohl zufrieden mit ihrem Werke zu. Bald schloß die Wirtschaftlerin der Frau Kantorin Zimmer und Koffer auf und beide ergingen sich in Bewunderung der gediegenen und zierlichen Ausstattung. „Ja, sie hat auch ganze tausend Taler gekostet!“ Frau Z. wußte das ganz genau, und wenn das Haus, das umgebaut wurde und noch in Lehmwänden stand, erst fertig sei, dann sollte noch die prächtige Visitenstube und Visitenkammer eingerichtet werden. Der Spiegel dazu mit Gold verziert, stand schon in einer Kammer, goldene Gardinenhalter und Gardinen mit Spitzen lagen schon da. An den Möbeln aus Ahornholz arbeitete Meister Lüdicke in Volkersheim schon lange; der schwarze Wolldamast für Sofa und Stühle war in Hildesheim gekauft. Die Frau Kantorin hatte dabei ihre eigenen Gedanken, sie meinte, die junge Frau müsse noch reicher sein, als sie gehört. Tausend Taler an die Ausstattung eines Pfarrhauses zu wenden, in dem schon einige Zimmer des jungen Pastors ganz stattlich möbliert waren, bedinge doch ein größeres Vermögen als fünftausend Taler, welches die Mitgift der jungen Frau sein sollte und auch war. Die Frau Kantorin

wurde sicher und sicherer beim Anschauen der geschmackvollen Garderobe, daß dahinter mehr stecke, als man sage, und sorgte dafür, daß sich die Fabel von dem „Reichtum“ der jungen Frau verbreitete und unter den Bewohnern des Dorfes festsetzte, die selten von einer einmal gefaßten Meinung lassen.

Die Töchter der Landpfarrer in damaliger Zeit erhielten nicht immer eine so sorgfältige Erziehung, wie den drei Schwestern Hoffmann zuteil geworden war, so daß sie mit allen häuslichen Tugenden, mit strenger Gewöhnung zur Arbeit eine tüchtige Ausbildung des Geistes vereinten. Sauberkeit und geschmackvolle Umgebung war ihnen ein Lebensbedürfnis, und Luise Hoffmann fand es ganz selbstverständlich, sich ihr neues Heim in gewohnter Weise auszustatten, ohne nur im geringsten die Grenzen solider Einfachheit zu überschreiten.

Der kurze Tag neigte sich seinem Ende zu, der Herr Kantor pendelte mit dem Kirchenschlüssel in der Hand vom nahen Schulhause durch den tiefen Schmutz bis zur primitiven Treppe, die zum Kirchweg führte; er wollte die Betglocke läuten. Durch die Reihen der Frauen in runden, bunt geblühten Mänteln, auf dem Kopfe kleine schwarze zugespitzte Mützchen, an denen lange Bänder im Winde flatterten, bahnte er sich seinen Weg: „Der Herr Pastor und die Frau Pastorin kommen noch lange nicht!“ rief er den Neugierigen im Vorübergehen zu und verschwand in der Kirchentür, vor welcher eine hohe Esche stand und ihr kahles Gezweige über das Gotteshaus breitete.

Der Abend wurde zur finsternen Nacht, und manchmal lauschte die Wirtschafterin ängstlich, ob sie noch keinen Wagen rollen hörte. Am andern Morgen ging wie ein Lauffeuer die Nachricht durchs Dorf, der Herr Pastor mit seiner jungen Frau sei in der Nacht, in der Geisterstunde ohne Fährlichkeit in das Muhlumer Pfarrhaus glücklich eingezogen.

An eine Hochzeitsreise in der Jahreszeit war damals nicht zu denken, und so ließ sich das junge Ehepaar häuslich nieder. Die ersten Wochen und Monate verstrichen rasch, wenn auch einsam für die junge Frau, welche die geliebte Schwester Christiane und liebe Nichten und Neffen vermißte. Gab es doch bald in und außer dem Hause allerlei Neues zu überlegen und zu planen. Auch wurden beide Gatten von nicht ungefährlicher Krankheit befallen. Diese trüben Erfahrungen dienten nur dazu, die Sonne ihres ehelichen Glücks um so heller leuchten zu lassen.

So kam der Frühling heran und mit ihm auch ein äußerer Glücksfall, der die Gatten hoch erfreute. Pastor Ferdinand hatte sich einige Tage nach seiner Verlobung ein Lotterielos gekauft, das er nachher nur auf Luise's Zureden behielt. Am Pfingsten 1826 tauschte er sein Los gegen einhundert Taler ein! Zu Ostern schon hatte seine Luise ihm ein stattliches Reitpferd geschenkt, welches sich auch zum Fahren verwenden ließ, und nicht wenig stolz war der junge Pfarrer auf seine Geschicklichkeit als Rosselenter. Ein Teil der hundert Taler wurde zur Anschaffung eines zierlichen Wagens verwendet und der schöne Plan einer Reise zu den Thüringer Verwandten in Gesellschaft der geliebten Schwester der Braut, Christiane, wurde zur Wirklichkeit.“

Henriette schrieb später über die Beziehungen zu den thüringischen Verwandten folgendes: „Thüringen, das herrliche, kräftige und poesievolle Thüringen mit seinen Bergen und Tälern, mit den frischen Wiesengründen, den dunklen Tannen und hohen, lichtgrauen Buchen, feinen Felsen und rauschenden Wassern und stillen Seen war das Heimatland von Luise Breymanns Vater. Er war am 20. Februar 1747 im Pfarrhause zu Singen am Singerberge geboren . . . . . Mit den Geschwistern und Verwandten in Thüringen wurde auch (von Netze aus) ein regelmäßiger Verkehr unterhalten besonders durch die thüringischen Medizinverkäufer, die jährlich zweimal aus ihren Bergen in anderer Herren Länder wanderten und Briefe und Sendungen zwischen den Verwandten von dort und Netze vermittelten. Eine Lieblingschwester des Superintendenten Hoffmann hatte den Pastor Fröbel von Oberweißbach geheiratet, und am 21. April 1782 wurde ihr jüngster Sohn, Friedrich Fröbel geboren, worauf sie bald gestorben war. Später war auch ein Schwestersohn des Superintendenten Hoffmann, Christian Fröbel, aus Oberweißbach nach Osterode im hannoverschen Lande übergesiedelt. Die Familie Hoffmann und Christian Fröbel besuchten einander fleißig, Johanna, Luise und Christiane Hoffmann hatten sich mit ihren gleichaltrigen Cousinen Emilie, Albertine und Elise Fröbel auf das herzlichste befreundet, und diese Freundschaft blieb eine dauernde, treue bis an ihr Lebensende.“

Die Reise von Henriettens Eltern im Jahre 1826 nach Thüringen war in ihren Folgen für die ganze Familie so wichtig, daß ich der jungen Frau selbst das Wort erteile. Sie schrieb darüber folgendes: „Am letzten Juli 1826 traten wir die Reise im eigenen Wäglein an und fuhren über Göttingen, Kassel, Eisenach, Gotha nach manchen beschwerlichen

Wegen dem Thüringer Walde immer näher. Mit dem Städtchen Königsee erreichten wir unser erstes Reiseziel. Hier wohnten zwei Neffen unseres Vaters, der Amtmann und der Bürgermeister Hoffmann. Der erstere war verheiratet, und in seinem Hause fanden wir die freundlichste Aufnahme. Wir besuchten mit ihm den Geburtsort unseres Vaters, Singen, und andere Plätze, die uns aus den Erzählungen unserer Kinderjahre interessant waren; auch die schönen Punkte der Umgegend, wie Paulinzelle, wurden aufgesucht. Als unsere Zeit für diesen Besuch abgelaufen war, begleiteten uns die lieben Verwandten nach Keilhau. Welch freudiges Wiedersehen mit den beiden Familien Fröbel!

Friedrichs Frau\*) hatten wir schon durch ihre Briefe schätzen gelernt und hatten sie infolge ihres liebenswürdigen Entgegenkommens und ihres innern Wertes bald in unser Herz geschlossen. In diesem Kreise trat uns ein einzigartiges Leben entgegen. Den regen, belebenden Geist Fröbels hatten sich auch seine Mitarbeiter und Lehrer völlig zu eigen gemacht, und so wurde von allen Zöglingen Unterricht und Erziehung mit Frische und Liebe entgegengenommen. Man fühlte sich wie in einem großen fröhlichen Familienkreise, und da alle bemüht waren, dem verwandtschaftlichen Besuche diese Tage angenehm zu machen, so wurden sie die glücklichsten unserer Reise.

Wir logierten bei unserm Vetter Christian\*\*) und brachten in seiner Familie die ersten Morgenstunden zu. Hausväterliche Geschäfte nahmen ihn später in Anspruch, dann holte uns Friedrich zu Spaziergängen ab, denn wir mußten alle seine Schöpfungen, die er in der schönen Umgebung Keilhaus angeordnet hatte und die meistens von Lehrern und Zöglingen ausgeführt wurden, in Augenschein nehmen. Jeden Tag wurde ein anderer Berg bestiegen und immer neue Ausichten boten sich dem Auge dar. Wie gern hörte man Fröbels Erzählungen und Mitteilungen seiner Ideen zu; besonders wenn ein Plätzchen zum Ausruhen kam, wurde das Gespräch allgemeiner.

Ich erinnere mich noch, daß er uns von einem kleinen Knaben erzählte, der an den Masern erkrankt gewesen war und infolgedessen an den Augen litt und keinen Unterricht nehmen durfte. Wenn irgend mög-

\*) Friedrich Fröbels erste Frau, Henriette Wilhelmine geb. Hoffmeister aus Berlin.

\*\*) Christian Fröbel war mit seiner Familie nach Keilhau übergesiedelt, um seines Bruders Unternehmen finanziell zu unterstützen.

lich war er stets in der Umgebung Fröbels und begleitete ihn auf seinen Gängen. Dieser Knabe fehlte eines Abends, als die Schlafstube nachgesehen wurde, in seinem Bette. Er wurde allenthalben gesucht, man konnte ihn nicht finden; endlich ging man in den großen Speisesaal, um dort nachzusehen. Da fand man ihn an Fröbels Plage schlafend auf der Erde. Dies mag ein Beweis sein, wie es Fröbel verstand, der Kinder Herzen in Liebe an sich zu fesseln.

Nachmittags versammelte sich der Kreis wieder, und hatten die Zöglinge einen freien Nachmittag, konnten sie ihre Zeit benutzen, wie sie wollten, so schlossen sie sich gern einer Partie ins Freie an, die von der Familie gemacht wurde. Wie vergnügt ging es einmal auf den Steiger, Blankenburg zu. Viele Zöglinge hatten uns begleitet, und mit ihnen begann Fröbel gemeinschaftliche Spiele. Nach der Rückkehr des Abends saßen wir gewöhnlich in dem großen Speisesaal, von der Familie Friedrich Fröbels bewirtet. Die Zöglinge hatten schon früher ihr Abendbrot eingenommen, die älteren unter ihnen, welche mit ihrem Musiklehrer eine kleine Kapelle gebildet hatten, unterhielten uns mit Musikvorträgen. Auch ein Gesangschor war da, der besonders im Freien mit schönen, mehrstimmigen Liedern überraschte.

Dieses ideale Leben und Wirken Fr. Fröbels und seiner Mitarbeiter sprach uns so an, und wir fühlten uns in diesem Kreise so glücklich und wohl, daß wir den Bitten aller nachgaben und auf eine Weiterreise nach Weimar verzichteten, um noch einige Tage hier bei unsern Lieben verweilen zu können. Aber der Tag der Trennung kam doch heran; wir schieden traurig von den teuern Verwandten, die uns noch mit vielen kleinen Andenken, meistens Arbeiten der Zöglinge beschenkten. Friedrich konnte sich gar nicht von uns trennen, er begleitete den Wagen eine ganze Strecke durch die Felder, händigte unterwegs meinem Manne sein Buch über „Menschenziehung“ ein und sprach noch manches schöne und liebe Wort zu uns. Mit dem festen Versprechen, uns in unserer Heimat aufzusuchen, schied er von uns.

Wie tief dieser Besuch mein Herz bewegte und stets in lebhafter Erinnerung geblieben ist, wird dadurch bewiesen, daß jetzt (1874) nach einem Zeitraum von fast fünfzig Jahren mit so viel Freuden und Leiden doch die schönen Eindrücke von damals nicht verwischt sind.

Daß dieses Wiedersehen einen neu belebten Briefwechsel mit den Mitgliedern dieses lieben Verwandtenkreises nach sich zog, war ganz natürlich. Nach zwei Jahren vor den Herbstferien erhielten wir einen

Brief mit der erfreulichen Nachricht, Fröbel und Middendorf, die innigsten Freunde, letzterer der Schwiegersohn von Christian Fröbel, würden mit den älteren Zöglingen eine Harzreise machen und bei dieser Gelegenheit auch Mahlum auffuchen.

Unsere Freude war groß, und da auch einige von Fröbels Neffen und der Musiklehrer Herr Karl sie begleiten wollten, mußten in unserm kleinen Pfarrhause allerlei Zurüstungen zur Aufnahme der lieben Gäste getroffen werden. Doch es ließ sich sehr gut einrichten, und bald war alles bereit, Fröbel und seine Begleiter zu empfangen.

Das Wiedersehen war herzlich, doch drückten manche Sorgen pekuniärer Art, und eine nahe bevorstehende Trennung der beiden Freunde lastete auf ihrem Gemüt. Manches hatte sich geändert, und Fröbels Grundsatz von der freien Entwicklung wurde angefochten. Das alles rief ernste Gespräche zwischen den Männern hervor, doch die jungen Leute wurden dadurch nicht gestört in ihrer Heiterkeit. Wir machten in unserer hübschen Gegend verschiedene Ausflüge und dabei überraschten uns oft an schönen Plätzen im Walde vierstimmige Gesänge. Auch mein Geburtsort Netze wurde aufgesucht. Dort war meine älteste Schwester an den Nachfolger meines Vaters, den Pastor Rauterberg verheiratet. Viele Erinnerungen an Kindheit und Jugendzeit wurden wachgerufen, und der Vergleich von damals und jetzt rief ernste Stimmungen hervor. Doch wenn Herrn Karls schöne Stimme uns mit einigen Liedern erfreute, so wurden unsere Herzen hoffnungsfreudiger gestimmt.

Ich habe mich später noch oft dieser Zeit erinnert, besonders als wir nach einigen Jahren die Nachricht bekamen, dieser liebenswürdige junge Mann sei beim Baden in der Saale ertrunken.

In der Zwischenzeit unseres Besuches in Reilhau und des eben-erwähnten in Mahlum war Middendorfs und uns je ein Töchterchen geschenkt. Beide Kinder waren fast gleichaltrig. Unsere kleine Henriette hatte damals noch nicht ihr erstes Jahr zurückgelegt, aber ihre Lebhaftigkeit und frühe Entwicklung zogen Fröbels Aufmerksamkeit besonders auf sich, da er ja jedes Kinderleben, das ihm vorkam, genau beobachtete. Ein Urteil, das er über unser Kind sprach, ist wirklich ein prophetisches gewesen, und ich habe es nie vergessen können.

Später habe ich Fröbel nicht wiedergesehen. Unsere zahlreiche Familie machte mir weitere Reisen unmöglich; aber ich blieb stets mit Reilhau in Briefwechsel. Durch unsere Kinder knüpfte sich das Band wieder fester, und erst der Tod wird es für dieses Leben lösen.“

## Kapitel 2.

### Henriettens Geburt, Eltern, Umgebung, Familienleben, erste Erziehung.

Henriette Juliane Johanna wurde als erstes Kind ihrer Eltern am 14. September 1827 im Pfarrhause zu Mahlum geboren. Die Familienchronik berichtet: „Das vielgeliebte Töchterchen war von Anfang an ein Sorgenkind, denn mit auffallend langgestrecktem Körper, still und stumm kam es zur Welt; der erste Blick dieses Kindes in das neue Dasein schien es so erschreckt zu haben, daß es die Augen schloß, die Glieder zusammenzog und kalt und blaß wie eine Leiche dalag. Nach energischen Belebungsversuchen verlangte der vortreffliche Arzt ein Bad Rotwein. Der angstgefüllte Vater opferte seine besten Flaschen aus seinem Keller. Der Starrkrampf wich, diesmal kam ein durchdringender, herzzerreißender Schrei, dem ein fortgesetztes Weinen folgte, Erst als man das Kind der Mutter brachte, verstummten seine Klagen, und das Kind war für das Leben gewonnen. Und dieses innige Verhältnis zwischen der Mutter und ihrem ersten Kinde ist durch alle Wechselfälle des Lebens ein wunderbar schönes geblieben.“

Die so erwachten, zärtlich gepflegten Lebensgeister schienen in Henriette nicht mehr einschlafen zu wollen, denn noch vor dem vollendeten ersten Jahre begann das Kind zu sprechen und sehr bald nachher zu gehen. Der von der Mutter schon angedeutete prophetische Ausdruck Friedrich Fröbels: „Nun, liebe Ruhme, da hast du eine harte Nuß zu knacken“ fällt in das erste Lebensjahr der kleinen Henriette.

Zu einem starken Triebe nach Betätigung gesellte sich ein schwächer, langsam sich entwickelnder Körper und eine verhältnismäßig alles überwuchernde Phantasie, Anlagen, welche den Eltern ihre erzieherische Aufgabe nicht leicht machten.

Glücklicherweise ist das einzelne Tun und Lassen, das einzelne Ge- und Verbot nicht das Entscheidende in der Erziehung, sondern das ganze Sein der Eltern; die Gesamtrichtung ihres Lebens und Strebens erzeugt

die Atmosphäre und gibt der äußeren Umgebung, in welche die Kinder nach und nach hineinwachsen, ihre Prägung. Die jungen Eltern ergänzten sich, besonders als die Kinder klein waren, aufs glücklichste. Beide waren in Liebe vereint, beide beugten sich in tiefster Ergebenheit vor „dem höheren Dritten“ und suchten im Leben den „Willen Gottes“ zu erkennen und zu tun.

Die Mutter war eine vornehme, äußerlich zurückhaltende Natur, welche die ländliche Bevölkerung oft als „stolz“ bezeichnete. Der Vater dagegen war leicht beweglichen Temperaments, zum aufbrausenden Zorne wie zur Heiterkeit und den edelsten Freuden der Geselligkeit geneigt. In allen körperlichen Übungen, wie Gehen, Reiten, Tanzen war er gewandt und mag durch seine schöne Erscheinung und gefälligen Manieren sehr früh in Kreise gekommen sein, wo seine Umgangsformen eine Lebensgewohnheit waren; diese blieben ihm auch als Greis eigen.

In politischer Beziehung war er streng konservativ, auf religiösem Gebiete stand er auf der Seite der rechtgläubigen Lutheraner. Seiner Gemeinde war er der warmherzige Prediger und Seelsorger, und dies trug ihm stets hohe Achtung und herzliche Freundschaft von Andersdenkenden ein. Obgleich er nie zögerte, seinen Standpunkt zu vertreten, wenn die Gelegenheit sich bot, so war er doch eine liebenswürdige Natur, jeder reinen Lebensfreude offen und ein heiterer Freund der Jugend.

Als die kleine Henriette zwei Jahre alt war, bekam sie ein Schwesterchen, das aber innerhalb zweier Jahre starb. Noch ein Schwesterchen, Anna, wurde in Henriettens viertem Lebensjahre geboren, und in ihrem fünften Lebensjahre kam Karl, der erste Junge, zur Welt. Innerhalb der folgenden vier Jahre wurde der Kinderkreis um zwei Mädchen, Marie und Albertine, vergrößert, und im Laufe der Jahre kamen noch vier Kinder dazu.

Dieses zahlreich werdende kleine Volk stellte unausgesetzt Forderungen an die wirtschaftliche, organisatorische und erzieherische Leistungsfähigkeit der Eltern, ganz besonders der Mutter. Diese war noch dazu eine eigene Hausfrau, die überall selbst die letzte Hand anlegte und keinen vergessenen Winkel im Hause duldete. Sie hatte ihre Kinder viel um sich, sie überließ sie niemals einem Diensthboten in der Nacht, selten am Tage, und sie wußte sie in froher Tätigkeit in ihrer Nähe zu halten. Dabei war sie eine Frau von wenig Worten, sie schalt nie, gab selten Befehle; aber in einigen wenigen Dingen forderte sie unbedingten Gehorsam. Selten wurde ein Kind durch äußere Zärtlich-

keit ausgezeichnet, aber wo sie sich mit dem Flickkorb und Nähutensilien niederließ, da fand sich das kleine Volk bald ein. Oft lange unbeachtet, spielten die Kinder um die Mutter herum, sie wußten sich geborgen; wo sie war, war man eben „zu Hause“. So flößte diese stille, sanft auftretende Frau ihren Kindern das unbedingte Vertrauen ein, daß niemand auf der Welt sie so liebte, wie eben die Mutter.

Die Lage des Pfarrhauses ließ den Kindern viel Spielraum. Das Haus, an und für sich nicht groß, lag auf einem sanften Hügelabhänge ein wenig tiefer als die Kirche. Ein kleines Vorgärtchen schützte zwei mächtige Rosenstöcke, ein weißer und ein roter, welche die Haustür umrankten und ihre duftende Blütenfülle bis zu den Fenstern des oberen Stockwerkes emportrugen. Überschnitt man die Schwelle, so gelangte man in einen verhältnismäßig großen Mittelraum, „Diele“ genannt, mit steinernem Fußboden, welcher die ganze Tiefe des Hauses einnahm. Auf diesen Mittelraum mündeten alle Wohn- und Wirtschaftsräume und im oberen Stockwerk wiederholte sich ungefähr dieselbe Raumeinteilung. Auf der Diele wurde im Sommer das Mittagmahl der Familie eingenommen, während dann und wann eine Schwalbe durch die geöffneten Fenster den Raum durchflog nach dem Garten. Dieser dehnte sich sanft bergab hinter dem Hause bis zu dem muntern Bächlein, welches den Garten in zwei ungleiche Teile teilte. Ein wackliger Holzsteg stellte die Verbindung dar. Dieser Pfarrgarten war groß genug, um den Liebhabereien der Erwachsenen wie der Kleinen zu genügen. Ein gut bestellter Gemüsegarten entsprach den Forderungen der anspruchsvollsten Hausfrau und selbst der „Pavillon“, wie alles andere im Breymannschen Hauswesen, trug die eigenartige Verschmelzung des Nützlichen mit dem Schönen an sich.

Von vorn gesehen erschien der sogenannte „Pavillon“ wie der Giebel eines kleinen, griechischen Tempels, von rosen- und weinrankten Säulen getragen; von hinten angesehen, entpuppte sich der Bau als ein Dörrofen, um das Obst der vielen Gärten zu dörren! Ebenfalls zeugte eine andere Einrichtung im Garten von dem eminent praktisch-ästhetischen Sinne der Hausfrau und Mutter. Das muntere Bächlein, das sich durch Wiesen und Gärten schlängelte, kam im Breymannschen Garten nicht davon, ohne seinen Zoll an Arbeit zu leisten. Dicht von Sträuchern umpflanzt wurde ein Badekasten über dem fließenden Wasser errichtet, oben und unten offen. Hier wurde das kleine Volk in regelmäßigen Zeiträumen abgeseift und gebadet.

Die Dichtung verlegt die Wiege der Menschheit in einen grünen Garten, aber die glückliche Kindheit kann jeden gewöhnlichen Hausgarten in ein Paradies verwandeln. Zeitweise entledigte das kleine Volk sich der Erwachsenen und lebte in der Phantasie ein Zigeunerleben. Man hatte keine Eltern, man war ganz allein auf der Welt, man mußte sich selber ernähren. So mußte Bruder Karl im Bache Fische fangen, die Beute wurde im Öröfen primitiv gebacken und auf ebenso primitive Weise verspeist. Und da in großen Familien solche Spiele auf die jüngeren Kinder unmerklich übergehen, so hören wir, daß der kleine Adolf dem großen Bruder das Fischen im Badekasten mit dem Durchschlag nachmachte, dabei verlor er das Gleichgewicht, und wenn Bruder Karl nicht zur rechten Zeit Vorsehung gespielt hätte, so wäre der kleine Adolf ertrunken. Ebenfalls soll das jüngste Schwesterchen Hedwig die Tiefe des Badekastens unfreiwillig, doch glücklich erprobt haben; die Fische und Flußkrebse da unten im Grunde waren gar zu verlockend für die Kinder.

Der Pfarrer selbst war ein großer Gartenfreund und er behielt sich die höheren Handgriffe der Gartenkunst, des Okulierens, des Kopulierens und wie sie alle heißen, selbst vor. Da er aber vor allen Dingen ein sehr ernster, gewissenhafter Seelsorger seiner Gemeinde war und sein Kirchspiel nicht nur das Dorf Mahlum, sondern die dreiviertel Stunde entfernt gelegene Filiale Bodenstein umfaßte, so hatte er viel Hülfe nötig für seine Viehwirtschaft und seine zerstreuten Gärten und Felder. Es fanden ein zuverlässiger Knecht und ein oder zwei Tagelöhner ständige Beschäftigung bei dem Mahlumer Pastor in jener Zeit. Für dieses Personal mußte gekocht werden, was den Haushalt noch mehr vergrößerte.

Wie aus dem oben Erzählten hervorgeht, kamen auch die Kinder im Pfarrgarten zu ihrem vollen Recht. Was schleppte die kleine Henriette an Schmetterlingen, Käfern und Raupen in das Haus, nicht gerade zum Ergözen der Mutter! Viele Geschichten werden aus Henriettens Kindheit erzählt, welche das Wesen des Kindes kennzeichnen; hier mögen einige folgen, welche teilweise von ihr selbst, teilweise von den Geschwistern und von der Mutter mir als authentisch mitgeteilt wurden.

Ein Kinderschrei der Angst: „O Mutter! Mutter!“ drang an der Mutter Ohr, und als die Mutter dem Klageklänge ihres Kindes nacheilte, fand sie die kleine Henriette blutend am Fuße eines Hügelchens im

Garten liegen. Das Blut ward gestillt, der kühlende Verband auf die Stirnwunde gelegt und das üppige, gelbblonde Kinderhaar sanft vom Sande befreit. Dem Schmerz, dem Schrecken folgte süße Linderung unter der sanften Mutterhand.

„Aber sag, Kind, wie kamst du zu diesem Falle?“

„Ach, Mutter, ich wollte fliegen, und ich kann es nicht!“ Und von neuem strömten die Tränen.

„Ich kann nicht, was unsere Tauben können! Ich saß dort oben, da kamen die weißen Tauben und flogen so hoch, so schön in den blauen Himmel; ich wollte mit ihnen fliegen, ich streckte die Arme aus und sah nach den Tauben — da fiel ich in den Grund auf diese Steine — o Mutter, lehre mich fliegen! Willst du, Mutter?“ schluchzte das sechs-jährige Mädchen leidenschaftlich erregt.

„Beruhige dich erst, mein Kind, komm mit mir, ich lege dich in dein Bett und wenn du geschlafen hast, wollen wir vom Fliegen reden“, erwiderte die Mutter, indem sie das Bettchen aufdeckte und die Kleine zur Ruhe brachte.

„Willst du, willst du mich auch wirklich fliegen lehren?“ fragte Henriette, die Mutter groß anblickend, als wollte es der Mutter Antwort aus der Seele Grund holen.

„Ich werde mit dir reden über das Fliegen der Kinder, wenn du geschlafen hast.“

„Also können die Kinder fliegen, Mutter?“

„Ja, ich glaube, daß manche Kinder fliegen können“, erwiderte die Mutter ernst und traurig.

„O, dann lerne ich es auch und du zeigst es mir.“ Und in diesem Glauben schlummerte Henriette ein.

Als sie erwachte, war die Sonne schon gesunken und das Dämmerlicht wob einen grauen Schleier um das weiße Bett des Kindes und die darüber sich beugende Mutter. Noch halb im Traum umschlangen zwei Kinderarme leidenschaftlich den Hals der Mutter; aber mit dem erwachenden Bewußtsein tauchte auch zugleich das Erlebnis vor dem Schlummer auf und die Frage: „Mutter, kann ich fliegen lernen?“

Die Mutter nahm die kleine Henriette aus ihrem Bette auf ihren Schoß, hüllte die leicht gekleideten Glieder in eine Decke und reichte ihr einen Becher voll köstlicher Milch. Nachdem sie behaglich getrunken, sagte die Mutter:

„Nun will ich mit dir über das Fliegen reden. Ich habe einmal eine Geſchichte geleſen, die will ich dir erzählen.

Es war einmal eine Witwe, die hatte ein einziges Kind, welches ſchwer krank wurde. Als die Mutter am Krankenlager des Kindes die Nacht durchwachte, ſchien das Kind in einen ſanften Schlaf zu fallen. Da erwachte das Kind plötzlich, aber es war ganz bleich und es flüſterte: „Mutter, ich habe geträumt, ich könnte fliegen!“ Dann ſchloß es die Augen wieder und war tot.

Die arme Mutter weinte bitterlich, denn nun war ſie ohne ihr Kind ganz allein. Da plötzlich ſchien die Sonne zum Fenſter herein und ein Sonnenſtrahl fiel auf ein Bild, welches an der Wand hing. Du kennſt das Bild auch, Henriette. Englein kommen einem Kinde entgegen, das auf Erden geſtorben iſt und in den Himmel aufgenommen wird. Dem geſtorbenen Kinde ſind Flügel gewachſen, und damit eilt es fort von der Erde, von ſeiner Mutter zu dem lieben Gott, von dem es der Mutter geſchenkt war, ach, nur zur kurzen Freude! Aber die Mutter erinnerte ſich jezt in ihrem tiefen Schmerze, daß ihr Kind bei Gott ſei. Sie fiel auf ihre Knie und betete: „Herr, du haſt es gegeben, und du haſt es genommen, dein Name ſei gelobt.“ Wir wiſſen nicht, mein Kind, warum das Kind zu Gott zurückkehren mußte, aber möcheſt du, daß du fliegen könnteſt, um mich allein zu laſſen? Möcheſt du nicht noch recht lange bei mir bleiben, mir helfen mit deinen Händen und ſelbſt recht viel lernen? Dich freuen an den ſchönen Blumen im Garten, an dem Chriſtbaum im Winter und an allem Schönen, was der liebe Gott uns ſchenkt, ehe die Flügel wachſen und du als Engel dem Himmel zueiſt?“

Die kleine Henriette antwortete nicht, ſchmiegte ſich aber inniger an das Herz der Mutter. Dieſe drängte das Kind nicht zum Sprechen, und nach einer kleinen Weile hörte ſie an den tiefen Atemzügen, daß es eingefchlafen war.

Am andern Morgen erzählte Henriette ihrer Mutter, ſie habe geträumt, ſie könne fliegen, und es hatten ſich bei dem Kinde die Erlebniffe des vorhergehenden Tages und die Erzählung der Mutter im Traum ſo verwebt, daß ſie eines vom andern nicht mehr zu trennen vermochte. Aber der Wuſch, fliegen zu können, welcher ſich biß zur Leidenschaft in der Kinderſeele geſteigert hatte, ſchien verſchwunden; niemals kam Henriette in ihren Kinderjahren darauf zurück. Im ſpäteren Leben begriff ſie, daß Tiere in vielen angeborenen Fähigkeiten den Menſchen voraus

sind und der menschliche Geist darin seine Würde beweist durch seine Kombinationsgabe, die Eisenbahn, die elektrischen Kabel, die Vervollkommnung der Luftschiffahrt erfand und so über die Kräfte der Natur gebietet. Da erinnerte sie sich des Kindererlebnisses und verstand, wie die Sehnsucht der Menschen, sich Flügel zu verschaffen, keine phantastische sei und in welcher Form sie ihre Erfüllung finden würde.

Folgende Erinnerung aus ihrer Kindheit hat Henriette später niedergeschrieben.

„Mutter, bitte erzähle uns etwas aus der Zeit, als du klein warst.“ So lautete oft die vereinte Bitte einer Kinderchar, welche die Mutter umgab. Und mit ihrer lieben, sanften Stimme erzählte sie von ihrem Kinderspiel, ihren Kinderfreuden und ihrem Kinderleid. Ganz besonders aber fühlte ich mich gefesselt, wenn die Geschichte vom Besuch des Veters Friedrich Fröbel aus Thüringen an die Reihe kam, wie er die Mutter „liebes Mühmchen“ nannte, ihren beiden Schwestern reizende kleine Sachen aus Eicheln schnitzte und mit ihnen unter den Weiden und im Pfarrgarten ganz neue Spiele spielte. Das gut deutsche, aber mir ganz fremdartig klingende Wort „Muhme“ erregte meine Phantasie. Beim Laute desselben schuf ich mir unbestimmte, schwebende, verummte Gestalten mit faltenreichen, fließenden Gewändern; diese zogen wie geheimnisvolles Walten um den Mann, der die Mutter „Muhme“ nannte und verwebten sich mit allem, was ich jemals von ihm hörte und was mit ihm zusammenhing. Ich wurde nie müde zu fragen nach dem Vetter Fröbel, und da die Mutter mit besonderer Vorliebe von ihm und den Thüringer Verwandten sprach, so entwickelte sich das Interesse für dieses Thema gewissermaßen mit meinem Leben. Es gewann auch immer neue Gesichtspunkte und neue Nahrung durch die Korrespondenz, welche beide Eltern mit der Familie Fröbel unterhielten. So gab die Mutter mir, ohne daß sie es ahnte, schon früh den Faden in die Hand, der einst mein Leben leiten, der ihm seine Richtung geben sollte. Sie pflegte Beziehungen zwischen mir und einer Welt, in der die eigentliche Heimat meines Geistes lag.

Die Mutter erzählte so gern, auch manche andere Kunst erheiterte die Winterabende um den Lampentisch. Unter anderem hatte die Mutter ein Talent zum Ausschneiden und ich, wohl fünf oder sechs Jahre alt, verfolgte mit regem Interesse die geschickten Finger der Mutter, wenn sie Tiere und Blumen ausschchnitt. Wenn dieselben aber eine Zeitlang als Spielzeug gedient hatten, ertönte von neuem die Klage:

„Mutter, ich habe so Langeweile! Was soll ich jetzt tun?“

Eine andere Lieblingsbeschäftigung von mir war das Waldbauen. Auf dem Wirtschaftshofe stand im Holzstall, der zugleich als Wagenschuppen diente, in einer Ecke ein mächtig großes Stück von einem hohlen Baumstamme mit Sand gefüllt. Man brauchte damals viel Sand zum Scheuern der Fußböden, Bestreuen der Hausflur und dergleichen.

Unter diesem mächtigen Sandvorrat befanden sich öfter größere feste Stücke. Diese suchten wir Pfarrkinder aus und trugen sie in einer Rolle mit losem Sande in das Zimmer, wo auf dem Tische ein Wald mit Felsen gebaut wurde. Grüne Zweige wurden aufrecht in den Sand gesteckt. Dann krönte die liebe Mutter die Freude der Kinder, indem sie Hirsche, Rehe, Eichhörnchen und Vögel ausschneidte und so den Wald bevölkerte. Die übrigen Kinder spielten befriedigt mit dem Erarbeiteten und dem Gegebenen, nur mich trieb die Unruhe und die Ungeduld, bis alles fertig war. Dann war sehr bald der Reiz dahin. Einmal aber geriet ich in sehr große Erregung, als jemand einen großen lebenden Hirschkäfer als Ungeheuer in den fertigen Wald setzte. Er riß Bäume um, wirkte so zerstörend, daß der Anblick meine Phantasie auf das höchste erregte, und ich mir später ungefähr so den Untergang der Welt vorstellte. Der Fragegeist, das Bedürfnis nach Ereignissen, Erlebnissen, nach Erregung von außen zeigte sich früh und wuchs mit meinen Jahren.“

Der Glanzpunkt der Winterfreuden im Mahlumer Pfarrhause war und blieb das Weihnachtsfest, das zwar durch keinen großen Aufwand an materiellen Mitteln unterstützt werden konnte, das aber die stille Tiefe des religiös-sittlichen Lebens der Eltern mit einem nie verblaffenden Zauber umgab. Bald merkte wohl die kleine Henriette, daß der Mutter Reisen nach Braunschweig mit dem kommenden Feste zusammenhingen, aber mit der größten Vorsicht wurde vorgegangen. Das Haus war zwar klein und die Kindereschar immer größer, dennoch erriet kein Kind etwas von den es erwartenden Freuden. Eine allgemeine Atmosphäre des Mysteriums, durchleuchtet von der freudigen Erwartung, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen müsse, das war die Grundstimmung, in welcher die Familienglieder groß und klein ihren täglichen Geschäften in der Adventszeit nachgingen.

Hinter verschlossenen Türen wurden der Schneider, die Schneide-

rin wochenlang im Hause beschäftigt, denn jedem Kinde sollte ein neues Kleidungsstück am Festmorgen vor seinem Bett bereit liegen. Mußte ein Kleidchen oder ein Höschen vorher angepaßt werden, so ging man diplomatisch zu Werke; das betreffende Mädel oder der Bub' wurde beim Spiel gekapert und mit fest verbundenen Augen in das Kleideratelier zur Anprobe geführt. Wieder frei gelassen, konnte das Kind weder sich noch andern Rechenschaft über den geheimnisvollen Vorgang geben; die Eindrücke waren eben mit der allgemeinen, erwartungsvollen Feststimmung verschwommen.

Und wenn es am heiligen Abend dämmerte und die Kinder unten in der Wohnstube um die alte „Giesicke“ geschart, auf die ersten Töne der Weihnachtsglocke harreten, vernahmen sie mit Spannung in dem Raume über ihnen die Schritte der Mutter, wie sie den Weihnachtstisch deckte. Auf einmal öffnete sich ein Deckel in der Stubendecke (eine Einrichtung, um zwei übereinanderliegende Räume durch einen Ofen zu heizen), und an einen Faden gebunden senkten sich durch die Öffnung Apfel und Zuckerwerk hernieder. In heiliger Scheu verspeisten die Kinder diese Gaben, als wäre da oben das Christkind selbst in Engelsgestalt eingelehrt.

Und nun ertönt die Glocke, alle Türen werden geöffnet, die Treppe wird von den größeren Kindern erstürmt, die kleineren steigen an der Hand oder im Arme der Eltern hinauf, von der „Giesicke“ und dem Knecht begleitet und stehen wie verzaubert vor dem strahlenden Christbaume da! Die Kinder singen ihr schon vor Wochen erlerntes Lied, der Vater erzählt mit kurzen Worten etwas vom Christkinde, und ein gemeinsamer Gesang schließt den ersten Teil der Feier. Allzulange wird die Geduld der Kinder nicht auf die Probe gestellt. An der Hand der Eltern entdecken sie nie geahnte Schätze an Kleidung, Spielzeug, Naschwerk und sie dürfen bis zur Ermüdung unter dem Christbaume spielen. Jahr aus Jahr ein gingen die Eltern auf diese reinen Kinderfreuden ein; bei der größten Einfachheit wußten sie den Weihnachtsaufbau immer neu zu gestalten, und im Laufe der Zeit erwuchs ihnen freudige Hilfe durch die ältesten Kinder Henriette, Anna und Karl. Viel Geschick zeigten die ersteren beim Ankleiden der Puppen, während letzterer der Weihnachtsstube einen eigenen Reiz verlieh durch die Parkanlagen und Gärten, die er unter dem Weihnachtsbaume entstehen ließ.

Ein Weihnachtsabend hebt sich ganz besonders glanzvoll in der Erinnerung der Kinder hervor durch das Geschenk eines lebendigen

kleinen ostfriesischen Schafes. Schön gewaschen und bekränzt fanden die Kinder das Tier unter dem Weihnachtsbaume, ein Blatt um den Hals gebunden, worauf folgende Verse standen:

## Des Schafes Ansprache.

1.  
Heut' zum Feste  
Bringt das Beste  
Was er hat, ein jeder her,  
Drum die Gabe  
Die ich habe,  
Ich mich selber  
Dir verehr'!

2.  
Was geschmückt,  
Das entzückt,  
Wollt' so gern gefallen dir.  
Ließ mich haschen,  
Ließ mich waschen,  
Ließ auch Kränzchen machen mir.

3.  
Gib mir Speise  
Güt'gerweise  
Wohl bistweilen deiner Hand;  
Dankeslieder  
Auf und nieder  
Sing in Bass ich und Distant.

4.  
Doch, ob zierlich  
Und manierlich  
Ich mich habe noch so sehr,  
Wirfst nicht achten,  
Wirfst mich schlachten,  
Wirfst mich speisen hinterher!

Laß mich den ängstlichen, jugendlichen Leser dieser Geschichte beruhigen mit der Versicherung, daß das Schäfchen in der Kinderwelt kein so tragisches Schicksal zu erdulden hatte. „Chéris“ (so hieß das Schäfchen) wuchs und gedieh — ja, es wurde zahm und dreist bei der guten Behandlung und teilte nicht nur das Leben mit den Kindern außer dem Hause, sondern stellte sich sehr pünktlich zu den Mahlzeiten im Hause ein und war bereit, einem Kinde die Lagerstätte streitig zu machen. Es hatte auch von seiten der Jugend manche Geduldsprobe zu bestehen. So mußte es dem kleinen Udolf als Reitpferd dienen und, von dem älteren Bruder Karl geneckt, warf es den Reiter auf einen Steinhäufen, so daß er ohnmächtig liegen blieb. In welcher Seelenverfassung die arme Mutter herbeieilte, um den erlegenen Reiter physisch, dessen Bruder moralisch zur Besinnung zu bringen, können wir uns leicht vorstellen.

Eine ganz besondere Freude gewährte es den Kindern, wenn sie das Schaf vor den kleinen Wagen spannten und die Mutter einen Korb mit reichlichem Essen und das jüngste Hebchen als Ladung auf den Wagen setzte. So zogen Mutter und Kinder nach dem entfernten Stück Land „Speckgarten“ genannt, der ebenfalls zur Pfarre gehörte. Dort wurde das Obst und Gemüse prüfend gemustert, die reifen Früchte

sorgfältig verpackt und aufgeladen. Nach getaner Arbeit ließ man sich das Abendbrot im Freien gut schmecken und lehrte vergnügt, wenn auch schläfrig heim.

Zu allen Jahreszeiten gab es der Rinderfreuden viel. Im Frühjahr wurden die Ostereier selbst gefärbt und bei schönem Wetter im Garten versteckt und gemeinsam gesucht. O, die Wonne der Kinder und der Wettbewerb um das Auffinden der ersten, duftenden Veilchen im Grasgarten! Im eigenen Gehölz hatten die Knaben einen Dohnenstiel errichtet und im Winter verlegten sie ihre Jagdgelüste in den Hühnerstall, wo sie mit der Dorfjugend und mit der Schlinge die Sperlinge erlegten.

In wehmütiger Erinnerung an das verlorene Paradies ihrer Kindheit schreibt Henriette viele Jahre später über das Mahlumer Leben:

„Wenn wir jetzt dorthin wanderten, würden wir das Haus und seine Umgebung nicht mehr finden, wie es war, als ich dort das Licht der Welt erblickte.“

Das Nützlichkeitsystem, welches dem Erdboden das Möglichste abzugewinnen strebt, hat grüne Wälder und blumige Wiesen zu Feldern gemacht und die Ackerverteilung oder „Separation“ Hecken und Bäume beseitigt, die Mahlums Umgebung so liebreizend machten. Vielleicht ist auch der kleine Fluß, der sich in malerischen Krümmungen durch hügelige Wiesen schlängelte, aus seinem Bette verdrängt und in gradlinige Randle geleitet und das rieselnde Bächlein, welches den Pfarrgarten, den daran grenzenden Weg, die Eulenburg genannt und andere Gärten durchzog, mit fruchttragendem Erdbreich verschüttet. Die schmalen wackligen Stege, welche zu überschreiten zugleich Grauen und Lust in den Kinderherzen weckte, sind verschwunden oder durch höchst praktische, unmalerische Brücken ersetzt.

Und die alten Weiden auf dem Wiesenwege nach Bockenem, welche über das Wasser beugten, an deren Zweige die Pfarrkinder sich kletterten, um gelbe Wasserlilien oder Vergiftmeinnicht zu pflücken, sind gewiß in den Ofen eines Bauern gewandert. Wohlgepflegt, systematisch geordnet wird alles sein, dem Auge gleich übersichtlich, und des Mondes Dämmerlicht wird kein knorriges Geäst eines Weißdornbusches, keine hohle Weide mit ihren wunderlichen Gebilden mehr zu Schreckbildern malen, vor denen die Breymannschen Kinder, eng aneinander ge-

schmiegt, eilenden Laufes flohen, wenn sie oft noch abends Botenwege für den Vater verrichteten. Es ist jetzt alles so verständig, klar und praktisch geordnet, daß es auch bald für die Kinderwelt kein Mysterium mehr geben kann mit seinem poetischen Grauen und Träumen und freiem und ungekünsteltem Spiele, wie wir es noch genossen im alten Pfarrhause zu Mahlum.“

---

### Kapitel 3.

#### Der erste Unterricht in Haus und Schule.

**N**och nicht nur ein freies, ungebundenes Sich-Ausleben in und mit der Natur genossen die Kinder des Mahlumer Pfarrhauses, und ich würde ein durchaus einseitiges Bild ihrer heimatlichen Umgebung entwerfen, ohne der wundervollen Reinlichkeit und Ordnung zu gedenken, die jedem Mitgliede seine Stelle, seine Rechte und seine Arbeit zuwies. Die wohlwollende Zucht, welche Große und Kleine umgab, bildete eine gesunde Grundlage für die den Eltern inwohnende Liebe zur feinen Sitte. So fand das Angestüm der urwüchsigcn Kindesnatur sehr früh ein Gegengewicht in der Gebundenheit des Reinlichen, des Schicklichen, der Pflicht im Dienste der Liebe.

Die Kinder wurden früh angehalten, Knaben wie Mädchen, an den Arbeiten im Hause wie im Garten teilzunehmen. Sie verstanden, frische Erde zu sieben für des Vaters Blumentöpfe, Blumenbeete wurden gejätet und bepflanzt und früh übte der älteste Sohn unter seines Vaters Leitung seine Liebhaberei, die Herstellung von Gartenanlagen und hübschen Baumgruppen. Dann kam die schöne Zeit der Heuernte auf den Wiesen, dann kam im Herbst die Kartoffelernte, wobei auf freiem Felde Feuer angezündet und in der Asche von den Kindern Kartoffeln gebraten wurden.

Der Vater leitete selbst die Anfänge des Unterrichts des ältesten Kindes wie der nachfolgenden, und ihre Fortschritte körperlicher und geistiger Art wurden auf dem Kalender am Schreibtische neben weltbewegenden Ereignissen, Witterungswechsel, Terminen der Kirchenverwaltung u. dergl. getreulich aufgezeichnet. Wie seltsam lieft sich so ein verbrauchter, vergilbter Kalender von Anno 183 . . Ob es auf Sinnes-täuschung beruht, wenn man meint, an dem Kalender die Nähe des langen Pfeifenständers im Pastorenzimmer noch zu spüren?

Nach einer kleinen Frist wurde Henriette dem Schullehrer Nolte überwiesen, und als die ersten technischen Schwierigkeiten des Lesens überwunden waren, wurde die kleine Henriette im achten Jahre wieder

von dem Vater unterrichtet. So vergingen drei Jahre, ohne daß merkliche Fortschritte zu verzeichnen waren. Die Methode des Herrn Pastors mag dem lebhaften Mädchen das Wissen nicht sehr anziehend haben erscheinen lassen; auch mögen die Amtsgeschäfte des sehr gewissenhaften Seelsorgers und der zunehmende gesellige Verkehr im Hause dem Unterrichte hinderlich gewesen sein. Die größte Schwierigkeit lag jedenfalls in dem schwankenden Gesundheitszustande, der bedenklichen Blutarmut und unregelmäßigen Herzthätigkeit des Kindes selbst, die jede konsequente Lebensführung, jede regelmäßige Zeiteinteilung vereitelte. Als Henriette vielleicht acht Jahre alt und viel durch Krankheit auf Bücher zu ihrer Unterhaltung angewiesen war, las sie Geschichten sehr gern. In diesen wurde vieles erzählt von kleinen Mädchen, welche lieb und gut waren, vieles erlebten und vieles taten. Marie und ihr Bruder Heinrich wurden von Räubern gefangen, aber wieder errettet. Eine kleine Elisabeth ging zur Königin und befreite ihren Vater aus dem Gefängnisse, in welchem schlechte Menschen ihn gefangen gehalten, ohne daß er etwas Böses getan hatte. Agnes war so fromm, sie betete so gerne, und als sie krank wurde, freute sie sich zu sterben und ein Engel zu werden. Hedwig bekam eine ganze Puppenfamilie zu Weihnachten und sie lernte Puppenzeug machen und saß immer bei der Mutter, wenn diese nähte usw. Aber nur einmal kam eine „Henriette“ vor; die Geschichte hieß: „Die unvorsichtige Henriette“, und die konnte die Leserin gar nicht leiden. Es hieß darin: „Henriette stieg mit einer Gabel in der Hand auf einen Stuhl, um aus dem Fenster zu sehen; sie fiel und stach sich mit der Gabel das eine Auge aus; sie mußte viel Schmerzen leiden und war nun für das ganze Leben „die einäugige Henriette.“ Das war dem Kinde zu schrecklich, weinend umschlang Henriette ihre Mutter, indem sie rief:

„Mutter, bitte, bitte gib mir einen andern Namen! Warum könnte ich nicht Marie heißen, dann käme ich unter die Räuber!

Ich will nicht mehr Henriette heißen!“

Dann erklärte ihr die Mutter, daß dies nicht ginge, daß die beiden lieben Großmütter denselben Namen getragen, daß des Vaters liebe Mutter Bevatter gestanden bei der heiligen Tauffhandlung und auch „Henriette“ geheißt habe, und viel Liebes und Gutes erzählte die Mutter, so daß nach und nach die kleine Henriette sich mit ihrem Namen ausöhnte und auf aussichtsvolleren Gebieten ihre Verbesserungsgelüste zu üben suchte.

Ein anderer charakteristischer Vorfall: Henriette wurde eines Tages allein weinend in ihrer Kammer aufgefunden: „Warum weinst du, Henriette?“ fragte die Mutter besorgt: „Ach Mutter, ich bin nun doch nicht eine Prinzessin geworden!“ Wahrscheinlich war das Kind über einem Märchen eingeschlafen und hatte von ihrer eigenen Umwandlung geträumt; um so schmerzlicher war das Erwachen zur Wirklichkeit.

Henriette mochte neun Jahre alt sein, sie hatte eben wieder eine längere Krankheit überstanden und nun folgte ein längerer Stubenarrest. Um das Mädchen zu zerstreuen, erzählte ihr die Mutter unermüdet Märchen, oder spielte mit ihr Karten, oder suchte Geschichten mit Gesprächen, die Henriette leidenschaftlich liebte. Auch andere Leute, welche die Mutter liebten, brachten Bücher und halfen, dem tränklichen Kinde die Langeweile zu verscheuchen. In der ganzen Gegend wurde nach Märchenbüchern, nach Komödien umhergeschickt. Bei den ungünstigsten Gelegenheiten, bei dem schlechtesten Wetter quälte Henriette ihre Eltern, ihre Umgebung nach einem Boten; hatte sie endlich ihr Ziel erreicht, wanderte der Bote fort, dann trat Ruhe ein. Die Lebenswürdigkeit, die das Kind zuzeiten zeigte, wurde dann frei, sie war, was sonst nie bei ihr hervortrat, gefällig, zugänglich, rücksichtsvoll. Aber wenn die Zeit kam, wo der Bote nach der Berechnung der Mutter heim sein konnte und doch nicht erschien, dann begann die Unruhe von neuem und steigerte sich in einem Maße zur Ungebuld, daß die ganze Umgebung mit von der Aufregung erfaßt wurde. Bald mußte das Fenster geöffnet und ausgehaut, bald mußte still gehorcht werden, und endlich trieb sie den einen oder andern in Schnee und Regen hinaus, zu sehen, ob der Bote nicht erschiene.

Endlich kam er, aber welch ein Leid! Pastor R.s, welche das ersehnte Buch besaßen, hatten es schon verliehen. Nein, diese Verzweiflung von Henriette über getäuschte Erwartung, dieses Sträuben der Natur gegen Ergebung, das bis zu Konvulsionen führte! Es war entsetzlich. Man mußte alles aus ihrer Nähe entfernen, was zerbrechlich oder zerreißenbar war, es verfiel sonst dem Untergange, und als einst nichts mehr in ihrem Bereiche war, biß sie sich selbst in den Arm, daß das Blut hervorsprang, und die arme Mutter nahm es in ihre weichen, liebevollen Arme, Henriette weinte und schluchzte, und unter der Mutter Hand brach alle Zärtlichkeit, die im Herzen des Kindes für die Mutter lebte, hervor. Es war Abend, es schlief ein.

Und am andern Morgen? Ach, die Mutter hatte Rippen und

Kasten auf dem Boden durchsucht, wo alte Bücher verborgen lagen, und Henriette, gerührt von ihrer Liebe, beschäftigte sich, Bignetten auszuscheiden und nach dramatischen Szenen, d. h. nach Gesprächen in den Büchern zu suchen. Der Himmel führte eine Cousine herbei, welche reizende Puppen zeichnete und auschnitt, und nun führte die Refonvaleszentin Dramen mit diesen auf.

Vielleicht hatte der Vater recht, wenn er oft dem Kinde lieber hätte die Rute reichen mögen, als ihm immer den Willen zu tun, trotz Nervenkrämpfen und andern Aushängeschildern nervöser, ungezogener Kinder; aber die Mutter, welche schon um ein dahingegangenes Töchterchen trauerte, zitterte für das Leben ihres Lieblings und so erging es Henrietten (wie sie später ihren Schülerinnen in der „Erziehungslehre“ eindringlich betonte) nach Jean Paul: „Kranke Kinder werden mit ihrem eigenen „ich“ fett gemacht.“

Wandte sich das Blättchen, oder war die Mutter einmal nicht wohl, dann kannte man das egoistische Mädchen kaum wieder; es war wie umgewandelt, es entwickelte eine Sorgfalt, eine Umsicht weit über seine Jahre und es erriet an der Mutter Augen, was diese wünschte, sie sorgte wie eine Mutter für die Kleinen, diese liebten Henriette sehr, fürchteten sich aber vor ihr, verklagten sie öfter bei den Eltern und konnten doch nicht ohne sie leben. Besonders mit der ihr im Alter am nächsten stehenden Schwester Anna konnte Henriette sich schwer vertragen. Als Kinder sehr oft und als halb erwachsene Mädchen sogar prügeln sie sich, so daß die Mutter sie ernstlich trennen mußte, ehe der Vater, durch Annas Setergeschrei aufgeschreckt, herbeieilte. Bei solchen Gelegenheiten weinte Henriette gar nicht, und doch spielte das Schreien eine große Rolle in ihrer Kindheit.

Oft, wenn Mutter und Tochter ganz friedlich beisammensaßen, schien Henriette von einer solchen Sehnsucht befeelt; sie wußte selbst nicht wohin. So stürzte sie sich entweder auf ihre Mutter und drückte und küßte dieselbe halb tot, oder sie fing an, so laut zu schreien, daß der Vater einmal in größter Angst aus seinem Studierzimmer angestürzt kam, und wenn Henriette nicht schleunigst die Flucht ergriffen hätte, so wäre es ihr schlecht ergangen. Dann hieß es immer: „Wann wird das Mädchen endlich vernünftig werden!“

Das Mädchen war aber zuzeiten ganz vernünftig, und waren die Eltern abwesend, so regierte sie eigentlich das ganze Haus. Dann scheute sie keine Arbeit, und die Kleinen sagten dann: „Du bist so gut mit uns,

wenn wir allein sind, Henriette!“ Ein eigener exzentrischer Zustand überfiel sie dann und wann, und sie besaß nicht die Willenskraft, denselben Herr zu werden.

Die beste Zusammenfassung dieser ersten Periode ihres Lebens findet in den Worten der Mutter ihren Ausdruck, diese sagt:

„Das Unbefriedigtsein, das schon in der Kindheit überwiegend in Henriette hervortrat, deutete schon auf ein nicht gewöhnliches, alltägliches Leben hin. Sie fand nicht, wie wohl andere Kinder in Nachahmungen dessen, was Kinder von Erwachsenen sehen, Unterhaltung.

Das Spielen mit Puppen und fertigen Spielsachen ermüdete sie bald; es mußte etwas Lebendiges sein, was sie fesseln konnte. Allerlei Tiere, wie Schmetterlinge, Käfer und dergleichen wurden herbeigeht, ihre Bewegungen und Eigentümlichkeiten gaben ihrer Phantasie reiche Nahrung. Sie konnte dieselben lange beobachten, nicht in stiller Beschaulichkeit, nein, sie führten ihr immer Lebensbilder vor, die mit großer Lebhaftigkeit geschaut und nach allen Seiten ausgemalt wurden. Sich etwas erzählen lassen, war ihr eine große Lieblingsunterhaltung, und ich habe oft Mühe gehabt, immer Neues zu finden. Im Rinderkreise war Henriette immer die lebhafteste. Wunderbare, oft komische Einfälle und Handlungen ihrerseits amüsierten stets die kleine Gesellschaft, aber sie hatte auch manches Mal von ihr zu leiden, wenn ihre Gefährtinnen nicht folgen wollten oder deren Spiele und deren Treiben nicht nach Henriettens Sinn waren.

Als die Zeit des Lernens herankam, machte ihr dieselbe kein Vergnügen. Es war wohl zu langweilig, beim Vater Buchstaben zu merken und das Lesen vorzubereiten. Darauf ging sie in die Dorfschule, und der Unterricht im Hause begann erst wieder, als das Lesen erlernt war. Aber ich erinnere mich nicht, daß der gute Vater über besondere Fortschritte erfreut gewesen wäre. Das schnelle Wachsen — denn immer war sie größer als ihre Altersgenossinnen — hatte ihre Gesundheit sehr angegriffen, und es folgten einige Jahre, die das Lernen nicht gestatteten. Davon will ich schweigen, denn eine große Ansichtsverschiedenheit hat Henriette und mich in mehrere kleine Dispute geraten lassen, und diese Jahre waren die schwierigsten, die ich mit ihr zu durchleben hatte.“

Der Familienarzt drang auf einen Luftwechsel, und so faßten die Eltern schweren Herzens den Entschluß, Henriette nach Wolfenbüttel in Pension zu geben.

Am 4. August 1838 frühmorgens stand der kleine Wagen mit dem „Fuchs“ vorgespannt, vor dem Pfarrhause, der Pastor Ferdinand ergriff die Zügel, und mit einem wiederholten, schmerz erfüllten Abschied von Mutter und Geschwistern stieg Henriette in den Wagen neben den Vater, und so fuhren sie durch die wohlbekannte Landschaft nach dem für die damaligen<sup>4</sup> Verkehrsmittel entfernten Wolfenbüttel.

Im Laufe des Nachmittags erreichten sie ihr Ziel und kehrten bei der zukünftigen Pensionstante, Madame Koch, im Hause der Frau Domäneneinnehmerin Brinkmeier auf der Neuen Straße ein. Nach einer kurzen Aussprache mit der Pensionsinhaberin fuhr der Vater an demselben Abend nach Mahlum zurück und ließ sein hilfbedürftiges, verzogenes Töchterchen zum ersten Male in der Fremde allein.

In ihrem ersten Briefe nach Hause in sehr mangelhafter Schrift mit noch mangelhafterer Orthographie heißt es: „Am 5. August, einem Sonntag, war ich sehr betrübt und hatte sehr Heimweh. 6. August ging ich zum ersten Male in die Schule, ich kam in die dritte Klasse, die zweite von unten. Ach Mutter, Du kannst glauben, wie sehr ich mich bemühe, ein recht gutes Kind zu werden und alle Eure guten Ermahnungen zu erfüllen, was nur nicht immer gleich gehen will. Ich bitte den lieben Gott auch alle Abende, daß er mich stärke, das Gute zu tun.“

Die Wolfenbüttler Mädchenschule war eine städtische Anstalt, nicht weit von dem berühmten herzoglichen Schlosse, dem Lessing-Haus und der alten Bibliothek an dem schönsten Plage der Stadt. Nur wenige Privathäuser, von den Honoratioren und den höchsten Beamten bewohnt, teilten diese Ehre. Im Verhältnis zu seiner Einwohnerschaft erfreute sich damals Wolfenbüttel einer großen Anzahl gebildeter Familien, denn die Stadt war der Sitz der höchsten Gerichte und des Konsistoriums des Landes Braunschweig. Den Bedürfnissen dieser Kreise sollte die städtische Mädchenschule wahrscheinlich entsprechen. Die pädagogische Leitung lag in den Händen des Direktors Ludwig, unterstützt durch eine Anzahl Lehrer. Man bediente sich weiblicher Hilfskräfte (nicht pädagogisch gebildeter) für die praktische Unterweisung in Handarbeiten.

Das Lehrprogramm war ein reichhaltiges, welches außer Religion, Bibellesen, Handarbeiten, Aufsatz, Literatur, Geschichte, noch Technologie, Logik und Ästhetik umfaßte. Die Schule war gewiß so gut wie die meisten öffentlichen Mädchenschulen in jener Zeit.

Henriette Breymann brachte wohl intellektuelle Anlagen, aber

einen gänzlich undisziplinierten Geist mit, und leider wurde ihr die nötige Schulung in der Schule nicht zuteil. Arbeitsame, rein rezeptive Naturen mögen manches an Zahlen und Daten in den Kopf bekommen haben, für das Herz gab es wenig, gar nichts für „den bösen Buben“ unter den Geistesfähigkeiten, die Phantasie, so daß diese sich selber nährte an den geheimnisvollen Erzählungen verbotener Dinge, die man einfach natürlich und an sich heilig ansehen sollte, und denen man durch einen vernünftigen naturwissenschaftlichen Unterricht viel von dem giftigen Reize genommen hätte, den sie für die Jugend haben.

Der allgemein menschlichen, schöpferischen Fähigkeit der Schülerinnen wurde außer in der Aufzuchtstunde keinerlei Spielraum geboten, und die Thematika waren der Art, daß diese Schöpfungen schon zu Mißgeburten angelegt waren. Leider blieb der übermütigen Jugend viel Gelegenheit, sich mit den vermeintlichen oder wirklichen Schwächen der Lehrer zu beschäftigen; darin leistete Henriette gewiß mehr als ihr Teil, ja sie verleitete ihre Mitschülerinnen zu diesen Nebenunterhaltungen.

So erzählte eine ihr sehr liebe Schulkameradin, wie sie durch Henriettens Betragen unverdienterweise ein schlechtes Zeugnis nach Hause bringen mußte, und wie sehr sie ihren gestrengen Vater fürchtete. Da erwachte bei Henrietten Liebe und Gewissen. Schnell erbot sie sich, die Schulkameradin zu begleiten und dem erzürnten Vater zu erklären, daß sie ganz allein schuldig sei an dem schlechten Zeugnis. So geschah es denn auch. Die beiden Schulkameradinnen sind lebenslängliche Freundinnen geblieben.

Auf diese unnütze Weise verbrachte Henriette drei Jahre in der Schule. Die üblichen Ferien vereinigten sie mit den Ihrigen, wo der Kreis der „Kleinen“ durch die Geburt des allerliebsten Adolf und später des William zahlreicher geworden war. Wenn sie sich von der Begehrlichkeit des kleinen Volks umringt sah und wenn die kleinen Patschehändchen sich um ihren Hals schlossen, dann wähnte sich das Schulkind mit dem schlechten Gewissen aller Lebensorgen enthoben.

Freilich, wenn die mangelhaften Schulzeugnisse und das Tagebuch der Tante Roch über Henriettens Betragen einliefen (das sich liest wie ein ununterbrochenes Sündenregister), wenn ein traurig feuchter Blick der Mutter sie traf und der Vater mit bedrückter Miene stumm an ihr vorüberging, dann kamen Krisen der Reue, fast der Zerknirschung, die dem Tagebuche anvertraut wurden.

Am Ende der Ferien entließen die Eltern ihr fehlerhaftes, ältestes

Kind mit liebevoll ernstern Ermahnungen, und mit einem Handschlag gelobte das dreizehnjährige Mädchen dem besorgten Vater Besserung. Die Briefe des Vaters sind während der Schulzeit ein rührender Beweis, mit welcher Sorge die Eltern die Entwicklung des ältesten Kindes verfolgen; wie sie mit „Furcht und Zittern“ die Möglichkeit ins Auge fassen, daß ihr ältestes Kind ein verlorenes Menschenkind werden könnte.

Aber in Wolfenbüttel schien niemand in der Nähe einen überwiegenden erzieherischen Einfluß auf Henriette auszuüben, und die entsetzliche körperliche Mattigkeit und geistige Launenhaftigkeit, der Mangel an ernstern, geistigen Forderungen in der Schule, welche den Verstand zur Tätigkeit gezwungen hätten, lastete wie ein Verhängnis auf dem zu schwachen Willen des Kindes. Wohl wußte Henriette ihre Lehrer zu nehmen; durch ihre rasche Auffassungsgabe, durch eine gewisse Geschicklichkeit im Erraten und Kombinieren täuschte sie die meisten Lehrer vollständig über ihren Fleiß und über das Quantum ihres Wissens.

Von dem Ergebnis ihrer Schulzeit sagte sie später selbst: „Von all den mir gebotenen Dingen lernte ich so gut wie nichts, weil selten etwas den Kern meiner Seele traf, selten mein Inneres berührte und nichts im organischen Zusammenhange stand. Ich lernte weder richtig arbeiten, noch gewann ich nach irgendeiner Seite hin eine Grundlage, die mich später zum selbständigen Studium befähigt hätte.“

---

## Kapitel 4.

### Rückkehr in das Elternhaus. Konfirmation. Die erwachsene Tochter im Hause 1841—1844.

Die Eltern hatten kein Opfer geistiger und materieller Art gescheut, ihrer Tochter Henriette eine gute Schulbildung zu geben, doch mit wenig Erfolg, sie kam ärmer zurück, als sie ging. Daß bei der wachsenden Kinderzahl die pekuniären Sorgen den Familienvater manchmal drückten, können wir seinen Briefen an seine älteste Tochter entnehmen; aber in jener Zeit und noch dazu auf dem Lande, wo billige Lebensmittel in Überfülle vor der Thür, ohne bares Geld zu haben waren, zählte man im Haushalte nicht allzu ängstlich die Mäuler, die gefüllt werden mußten.

Schwieriger erschien den Eltern gewiß die Sorge um die geistige Ausbildung ihrer Familie. Wie wenig stand einer Pastorenfamilie in jener Zeit an Bildungsmitteln zu Gebote, noch dazu wenn die Familie in einem Dorfe weit von den Verkehrsstraßen lebte! Zum Theil halfen die Dorfpastoren einander, indem sie ihre Kinder mit den Nachbarkindern in bestimmten Fächern unterrichteten, oder auf längere Zeit ihre Kinder austauschten, und der hohe Stand der Allgemeinbildung mancher Landgeistlichen in der Umgegend von Mahlum ermöglichte diese Form der Selbsthülfe. Aber sie kam meistens den Knaben zugute, welche Unterricht im Lateinischen und Griechischen und in der Mathematik bedurften, und die eher den Unbilden der Witterung trogen konnten. Für die Mädchen war höchstens als Abschluß der Bildung ein Aufenthalt von einem Jahr in einer fremden Familie zur Erlernung des Haushalts üblich.

So weit war Henriette noch nicht, als sie kurz vor Weihnachten 1841 wieder von Wolfenbüttel in das elterliche Haus zurückkehrte. Noch einmal genoß sie in vollen Zügen das kindliche Glück des schönen Weihnachtsfestes im Kreise ihrer Lieben, dann kam die Zeit, auf welche die Eltern sich ebenso innig freuten wie sie: Henriette sollte von ihrem

Vater in den Hauptwahrheiten des Christentums unterwiesen werden und so sich auf die Konfirmation vorbereiten, welche Ostern stattfinden sollte. An der Hand der Mutter sollte sie sich auch in häuslichen Arbeiten üben.

Die Eltern sahen bald mit wachsender Freude, daß Henriette mit großem Ernst den Konfirmandenunterricht aufnahm und in sich verarbeitete. Bei dem Vater war die Religion ganz Herzensüberzeugung, und da eine wunderbare Einheit zwischen Lehre und Leben bestand, so verfehlte der Unterricht nicht, eine große Wirkung auf Henriette auszuüben. Zugleich regte sich aber in ihr der Fragegeist, die Intelligenz erwachte und konnte nicht einfach zurückgedrängt werden. Sie fing an, ihre religiösen Vorstellungen begründen zu wollen, und so begannen bei ihr die innern Seelenkämpfe, welche sie Jahre hindurch begleiteten, bis sie sich nach und nach zu einer freien Auffassung des Christentums durchgerungen hatte. Tief religiös veranlagt, warf sie oft Zweifel auf in der Hoffnung, dieselben widerlegt zu hören, so groß war das Bedürfnis zu glauben. Bei ihrer Familie, wie bei ihrer ganzen damaligen Umgebung waren aber religiöser Glaube und ein Fürwahrhalten bestimmter Kirchenlehren zwei sich deckende Begriffe. Mit welchem rührenden Ernst die vierzehnjährige, angehende Christin um ihr Seelenheil besorgt war, mögen einige Auszüge aus ihrem kindlichen Tagebuche jener Zeit veranschaulichen:

März 1842. „Mich treibt es, von den letzten Tagen vor meiner Konfirmation aufzuschreiben. Der gute Vater hat seit Weihnachten mich mit so vieler Liebe in den Wahrheiten des Christentums unterrichtet; ich bekam über manches eine andere und wohl viel bessere Ansicht. Er ließ es nicht an guten und liebevollen Ermahnungen fehlen, habe ich sie beherzigt und befolgt?

30. März. Der Vater gab mir meinen Abschiedspruch: Matthäi Kap. 11 V. 29. Ich will den schönen Spruch zu Herzen nehmen, ich weiß, wie sehr mir Sanftmut, Demut, Geduld und Nachsicht fehlen.

1. April hatten wir die letzte Stunde. Der Vater gab uns noch einmal einen Überblick über die Hauptwahrheiten des Christentums. Wir gaben ihm unsere rechte Hand darauf, daß wir Jesu Lehren treu bleiben wollten. Darauf knieten wir nieder und der Vater betete mit uns.

2. April. Heute soll ich mich durch die Beichte zum heiligen Abendmahl vorbereiten. Ich freue mich darauf, morgen konfirmiert

zu werden, das heilige Abendmahl zu genießen; ich freue mich, Gott und Jesum recht nah zu treten, ein seliges Gefühl ergreift mich, ich bin ganz eigen gestimmt.

3. April. Mein Konfirmationstag! Noch schlief ich, als die Mutter an mein Bett kam, ihre Küsse weckten mich, ihre Tränen fielen auf mein Bett: „Es ist heute der wichtigste Tag deines Lebens, mein geliebtes Kind; auch wir, deine Eltern und Geschwister nehmen dich auf eine ganz neue Weise auf in unsere Mitte!“ Ich las darauf das wunderschöne Gedicht von Tiedge: „Kind Gottes, horch! Die Glocken rufen, Sie rufen dich zu seinen Altarstufen.“ Mein lieber Vater ist so gut zu mir, meine inniggeliebte Mutter, Tante, alle schenken mir etwas, sogar Karl kam und sagte mir: „Ich wollte dir auch gern was schenken, Henriette, habe aber nur das.“ Da hielt er seinen Bogen von der Jagd mit den ausge schnittenen und aufgeklebten Tieren mir hin. „Du kannst es wohl gar nicht brauchen?“ fragte er, „aber ich habe gar nichts weiter.“

Dann kam Anna mit einem Bukett. Alle sind so lieb zu mir.

Nachdem ich Kaffee getrunken, ging ich in Tantens Stube allein und betete für mich, dann zog ich mich an.

Jetzt kam der Vater, fragte, ob wir bereit seien und sagte mir noch einige Worte. Dann sagte ich allen adieu, dankte ihnen nochmals, bat Anna um Verzeihung und schloß mich darauf den andern beiden Konfirmandinnen Hoffmeister und Pape an, um den wichtigen Gang zu gehen. In der Kirche war mir, als wäre ich in einer andern Welt. . . Dann genoß ich noch das heilige Abendmahl zwischen meiner Mutter und meiner Tante . . . noch einen Vers sangen wir und . . . die Herrlichkeit war zu Ende.

Die Bodensteiner Mädchen aßen hier mit. Den Nachmittag, nachdem ich ein wenig geschlafen hatte, kam Frau Landrat von Cramm mit Hedwig und Komtesse Agnes und Julie Stollberg-Söder, auch Herr Pastor Körner. Den Abend verlebten wir still, es wurde Punsch gemacht und ein Butterbrod gegessen, auch hatte die Mutter eine Torte gebacken. Zuletzt lasen wir eine Betrachtung, dann legte ich mich mit guten Entschlüssen zu Bett.“ . . . . .

So weit berichtet das junge Mädchen zu jener Zeit. Aber die Seelenerlebnisse der Konfirmation hinterließen lebenslängliche Spuren, und sie greifen in Henriettens Entwicklung tief ein. Dieses ahnten ihre Schülerinnen durch die Art und Weise, wie sie dieselben verwendete

für ihren Erziehungsunterricht, und sie selbst gab nach fünfzig Jahren noch einen wertvollen Kommentar zu dieser Lebensperiode, als sie sagte:

„In der Phantasie noch gläubig, meiner selbst und der Regungen zur Befriedigung intellektueller Bedürfnisse völlig unbewußt, sah ich mit innerer Spannung dem Tage meiner Konfirmation entgegen, festhaltend an dem Glauben einer, durch diesen Akt vor sich gehenden inneren Umwandlung. Einige Tage wurde ich getragen von der mich erhebenden Feier im Dorfkirchlein, wo mein Vater noch ein Vater seiner Gemeinde war, wo das Herz zum Herzen sprach, wo die Glocken einstimmten in die eindringlichen Worte meines Vaters: „Ja, wir sind dazu entschlossen!“ Entschlossen, dem uns vorgesagten Glaubensbekenntnisse treu zu bleiben. Dann wurden des Priestervaters Hände über uns ausgebreitet zur Einsegnung der jungen Christen. Jeder erhob sich, um wieder vor ihm niederzuknien und seinen Denkspruch zu sagen. Es ist mir, als fühlte ich heute noch die Hände meines Vaters auf meinem Haupte, wie er zu mir, wie zu jedem Worte sprach, welche die persönlichen Verhältnisse in Beziehung zu dem Denkspruche brachten, wie dann die Gemeinde mit dem Gesange einsetzte: „Du hast erhört das heiße Flehen Der Kinder, die hier vor dir stehen.“ Nun kam der Rundgang um den Altar, ich trat in der Mitte zwischen meiner Mutter und ihrer einzigen noch lebenden Schwester an den Altar, das Brot und den Wein zu empfangen, während mein Vater mit seiner schönen Stimme sang: „In der Nacht, als er verraten ward —“. In dem Augenblick schwieg alles bewußte Erwarten, meine Phantasie trug mich in weite Fernen, das schönste Bild, welches ich je vom Erlöser geschaut, trat vor meine Augen, und die Szene am Ölberge, wo Engel ihn trösteten, das Abendmahl mit dem Lieblingsjünger an seiner Brust umschwebten mich — ich war umfungen von Visionen, ich war der Wirklichkeit entrückt, und ich dachte nicht. Wie mit Engelsfittigen wandelte ich gleichsam auf silberumsäumten Wolken dahin — und diese Traumwelt hielt mich mit ihrem Zauber, ich glaubte mich geheiligt.

Aber der Sonntag glitt dahin mit seiner Innigkeit eines ganz stillen Familienfestes, nur am Nachmittage von einigen Besuchern durchbrochen. Der Montag rang sich los von dem im Dunkel versunkenen Sonntage, der Werktag aus dem Sabbat des Herrn, der mich zum Mittelpunkte aller Herzen der Familie gemacht, und — was war ich geworden?

Ich blieb, was ich war — ein Alltagskind mit glühendem Herzen

nach etwas anderm als das tägliche Leben, mit wenig Hinneigung zur Pflichterfüllung, zu häuslichen Geschäften, die bei uns wenigstens einen Teil des Tages eine große Rolle spielten, und die von meiner heißgeliebten, herrlichen Mutter so treu und schön vollbracht wurden. Ja, was ich wollte und wünschte, ich wußte es nicht. Ich wollte wohl fromm sein, ich konnte es nicht. Ich war enttäuscht über die Macht der Sakramente, ohne daß ich mir dieser Enttäuschung voll bewußt war.

Von nun an wurden mir die Tage, an denen ich in Gemeinschaft mit meinen Eltern — zwei oder drei Male im Jahre — das Abendmahl genießen sollte, zur Qual. Mein Vater verlangte schon Tage vorher eine besondere Stimmung, eine Zurückgezogenheit vom Irdischen, ein Nichten auf Jesus als unsern Erlöser. Ich quälte mich redlich, diese Forderung zu erfüllen, ich glaubte zuweilen in dieses Stadium eingetreten zu sein; aber plötzlich kamen mir Gedanken, Fragen, die nach meines Vaters Ansicht sündhaft waren. Er konnte mich nicht führen, er war selbst in seinem Kirchenglauben liebenswürdig und warmherzig in seinem Wesen, und von Zeit zu Zeit warf ich mich voll kindlichen Vertrauens an das kindliche Herz meines Vaters — aber trotzdem wuchsen die Schwierigkeiten zwischen uns.

Der tiefste Grund dazu lag in Reimen, welche sich in mir regten in bezug auf eine freiere religiöse Anschauung und eine neue Stellung des Weibes im Hause und in der menschlichen Gesellschaft.

Mein Vater stand mit seinen Ansichten nah dem mittelalterlichen Geiste, mit seinem Herzen freilich in dem Geiste der Liebe, die allzeit die neue und die wahre ist. Er hatte mich zum Tische des Herrn geführt, mein Herz mit den höchsten Erwartungen erfüllt — und ich war enttäuscht!

So entwickelte sich (in den folgenden Jahren) ein gewisser Widerwille gegen die Dinge, von denen ich das „Wunderbare“ erwartete und nicht fand.“ . . . . .

Die Konflikts Elemente zwischen den beiden Charakteren des Vaters und der ältesten Tochter wurden — wie sie selbst ebenso schön, wie wahrheitsgemäß sagt — durch die starken Bande des Familiensinnes und der Liebe im Leben gemildert; besonders machte es Henriettens große Liebebedürftigkeit ihr ganz unmöglich, einen Streit, trotz ihres bis zum Zähjorn heftigen Naturells, lange aufrecht zu erhalten.

Sie war nun die erwachsene Tochter zu Hause und hatte eine bevorzugte Stellung ihren jüngeren Geschwistern gegenüber. Ein Schlafzimmer und eine kleine Wohnstube neben der der Mutter wurden für

sie eingerichtet; man erlaubte ihr in den folgenden zwei Jahren so manche Freude des geselligen Verkehrs, und günstige Umstände erleichterten ihr diesen Genuß.

An die Gastfreiheit eines Pfarrhauses scheint man damals nicht geringe Ansprüche gemacht zu haben, und in diesem Falle entsprachen sie den Neigungen, ganz besonders des Hausherrn. In der schönen Jahreszeit, meistens unangemeldet, fanden sich fast täglich Gäste im Breymannschen Pfarrhause ein, und wenn der Besuch nicht gerade aus dem, eine halbe Stunde entfernten Städtchen Bodenem war, so kamen die Familien mit Wagen, Kutscher und Pferden, oder die Herren von der Jagd meistens mit eigenem Verwalter oder Förster und ihren Jagdhunden an. Alle wurden freundlich aufgenommen und jeder nach seiner Art in Stube, Küche, Hof oder Stall untergebracht und versorgt, eine oft unterschätzte Leistung seitens der Hausfrau einer großen und wachsenden Familie.

Freilich konnte ein jeder desgleichen bei andern tun. Aus dieser freien Gegenseitigkeit in der Geselligkeit erwuchs ein Vorteil für die Breymannschen Töchter, augenblicklich besonders für Henriette; sie lernte in sehr verschiedenen Kreisen sich frei bewegen. Denn zwischen den Familien des alten Landadels und Beamtenfamilien der Gegend bestand zu jener Zeit, bei aller Bescheidenheit der materiellen Ausstattung und äußeren Lebensführung ein gleicher Grad der Bildung. Außerdem besuchte man damals seine Verwandten, weil sie Verwandte waren, und man muß zugeben, daß der Bekannten- und Verwandtenkreis ein ausgedehnter war.

Henriette scheint, trotz ihres unbefriedigenden Gesundheitszustandes mit gewohnter Energie auch das Vergnügen betrieben zu haben. Im Winter versammelte man sich in Bodenem zum Singkränzchen, oder zum Klubbball, oder zu kleinen Theateraufführungen in befreundeten Familienkreisen. Henriette nahm auch noch französischen Unterricht und Tanzstunde mit der Nichte des Landrats von Cramm in Volkersheim, zu dem sie dreimal in der Woche hinging. Im Sommer wurden Verabredungen mit der Jugend der befreundeten Familien getroffen, sich zu einem Picnic auf den Bodensteiner Klippen oder auf dem Jägerhause zu versammeln, oder man kam in Mahlum zusammen, um in einem mit Laub bekränzten Ackerwagen einen entfernteren Ausflugsort zu besuchen, wo man sich an dem Inhalt der mitgebrachten, vollbepackten Körbe erfrischte.

Nachdem im Walde am Bergesabhänge das Mahl eingenommen war, unternahm man gruppen- oder paarweise Streifzüge in der Umgegend, wobei die üblichen harmlosen Neckereien zutage kamen. Man sammelte Feldblumen, man wand sich und andern Kränze und spielte Gesellschaftsspiele mit Pfändern; man gab die recht schönen mehrstimmigen Lieder, die man des Winters im Singkränzchen eingeübt hatte, zum besten, und so bekränzt und singend fuhr man auf dem mit Lampions und Laub geschmückten Ackerwagen bei hereinbrechender Dunkelheit nach Hause.

Die erwachsene weibliche Jugend führte damals häufig ein verträumtes, zielloses Leben, aber sie amüsierte sich leicht; ein jeder trug das Seinige zur Unterhaltung bei, und alles wurde dankbar angenommen.

Unserer Henriette wurde es nicht schwer, mitzuspielen; ihre schlagfertigen Antworten und eine gewisse Erfindungsgabe in der Herstellung von Gelegenheitsversen und dramatischen Szenen, lebenden Bildern mit improvisierten Kostümen für den Familiengebrauch machte sie sehr bald zu einem gern gesehenen jungen Gast in der Nachbarschaft. Henriette war in diesen Jahren nicht hübsch zu nennen; sie war hoch gewachsen und dabei sehr mager geblieben, auch fehlten ihr die frischen Farben der jugendlichen Gesundheit. Ihr üppiges, aschblondes Haar und seine Pflege betrachtete sie als eine schwere Last, die zu der matten Schwere des Körpers sich gesellte. Kam aber ihrem ungemein sensitiven Naturell eine unerwartete Anregung, so färbten sich ihre Wangen, die tiefliegenden grau-blauen Augen überkam ein eigentümlicher Glanz, die Schlawheit in der Haltung machte einer ungewöhnlichen Energie Platz, und bei der angeborenen Eigenheit in ihrer sehr einfachen Toilette sagte man damals, sie sei „eine pikante Erscheinung“.

Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Kirchenvisitationen, die Geburtstage der Eltern oder guter Freunde, wie des Landrats von Cramm, das fünfundzwanzigjährige Dienstjubiläum des musikalisch hochbegabten Onkels Rautenberg, das sogenannte „silberne Jubelfest“, alle diese Tage ergriff Henriette selbstverständlich als ebensoviele Gelegenheiten, ihre Talente zu üben, indem sie für die besondere Ausschmückung der Räume, für eine entsprechende Neuaufstellung der Möbel, für die Unterbringung und Beschäftigung der jüngeren Geschwister Sorge trug; oder sie hatte irgend eine kleine Überraschung inszeniert.

Sie hatte auch ihre schriftstellerischen Neigungen entdeckt und nährte ihre glühende Phantasie an den deutschen Klassikern und an Bultwer-

schen Romanen, aber ihre selbständigen dichterischen Erzeugnisse waren leider häufig das Ergebnis schlafloser Nächte.

Dem Vater waren die geselligen Talente seiner ältesten Tochter teilweise sympathisch, denn er hatte ein kindlich frohes Gemüt und liebte, die Freunde bei sich zu sehen. Wie stolz waren die erwachsenen Töchter und ihre jungen Freundinnen, wenn er einer von ihnen die Hand bot und den Reigen eröffnete! Wie anmutig waren seine Bewegungen, war seine Erscheinung! Wie ritterlich benahm er sich allen Frauen gegenüber, wie hoch stellte er seine Luise als Weib, als Mutter, als Hausfrau! Gerade hierin lag zugleich der Grund seiner zunehmenden Unzufriedenheit mit dem Leben, welches seine älteste Tochter jetzt führte; Henriette entwickelte sich zu etwas ganz anderm, als ihre Mutter. Er suchte bei ihr vergebens die Tugenden, die er an seiner Frau, ihrer Mutter, so hoch schätzte: die Sanftmut des Auftretens, den Gleichmut des Temperaments, die Sorgfalt und Treue im Kleinen, dabei die Tüchtigkeit in allen häuslichen Dingen.

Henriette konnte in dieser Zeit kein Interesse an häuslicher Arbeit und ihren täglich wiederkehrenden Pflichten finden, und da nach Ansicht des Vaters jede Frau ihren Wirkungskreis im Hause finden muß, und er sich scheute, seine Erziehungsprinzipien rücksichtslos im eigenen Hause durchzuführen, so eröffnete er nach zwei Jahren dieses vornehm plätscherlichen Lebens seiner Tochter, er habe einen neuen Lebensplan für sie im Sinne: sie sollte in neuer Umgebung, in der Familie des geliebten „Onkels Fritz“, in dem entfernten Sachsenlande eine große, ländliche Wirtschaft kennen und dort kräftig im Hause zugreifen lernen. Sie sollte das väterliche Haus nicht wiedersehen, bis sie sich ein vollständig zufriedenstellendes Zeugnis in wirtschaftlichen Dingen erarbeitet habe.

Dem verzogenen Mädchen erschien dieser Entschluß des Vaters einem Verbannungsurteil gleich, und nur der Name des „Onkel Fritz“ konnte sie einigermaßen mit diesem unerwarteten Schicksale ausöhnen.

Der von Kindheit her bekannte und geliebte Onkel, einzig lebender Bruder des Vaters, hatte sich im Jahre 1837 mit einer geborenen Warnag verheiratet und seinen Wohnsitz von Seesen nach Reichenbach bei Camenz im Königreich Sachsen verlegt. Somit war er aus dem Horizont der Breymannschen Kinder verschwunden bis zum Jahre 1844, als er seinem Bruder zuliebe und mit Hilfe seiner Frau Henriette in sein Haus aufnahm.

## Kapitel 5.

### Reichenbach. Rückkehr ins Elternhaus. Schlechter Gesundheitszustand. 1844—1848.

Der Pastor Ferdinand Breymann unternahm es, selbst seine Tochter nach Reichenbach zu führen. Die dreitägige Reise mit ihrem fortlaufenden Personen- und Szenenwechsel half Henrietten über das nagende Gefühl des Heimwehs zuerst hinweg. Damals fuhr man schon von Wolfenbüttel nach Dresden mit der Dampfbahn, doch wurde das Nachtquartier in Wolfenbüttel, Halle und Dresden bestellt. Eine solche Reise machte man nicht ohne Nebenbeschäftigungen, denn man glaubte, aller Wahrscheinlichkeit nach nur einmal im Leben den fremden Ort besuchen zu können.

In Dresden kam der geliebte „Onkel Fritz“ den Reisenden entgegen und unter seiner Führerschaft waren sie in einigen Stunden am Ziel. Herr Friedrich Breymann bewirtschaftete selbst die Domäne Reichenbach. Die Familie zählte außer den Eltern noch drei kleine Kinder, Alfred, Max und Molly, von sechs, vier und zwei Jahren, bei denen Henriette sich am glücklichsten fühlte.

Sie war aber vor allen Dingen da, um die Wirtschaft kennenzulernen und der Betrieb war ein großer. Der Wechsel war ein recht unvermittelter, für Henriette eine harte Schule, und sie behagte ihr gar nicht. Bei aller Wohlhabenheit waren die Lebensgewohnheiten derber, und sie vermifste die feineren Lebensformen ihres Elternhauses. Ihr Hochmut fühlte sich sehr verletzt, wenn bei der Verrichtung häuslicher Arbeit eine Magd ihre Fehler hervorhob und ihr Tadel kritisierte. Es half aber nichts, die Tante war unerbittlich und die einzige Rettung war, es besser machen zu lernen.

Was für trostlose Briefe schrieb das vermöhnte Mädchen an ihre Mutter! Welche durchweinten Nächte und bleischweren Tage verlebte sie fern von ihren Lieben! Aber auch die Eltern gewährten ihr keine andere „Erlösung“ als die, welche sie sich selbst erringen sollte.



Ferdinand Breymann.



Luise Breymann, geb. Hoffmann.



Ihre Klagen, ihr Selbstmitleid, ihre Gefühlsergüsse vertraute sie ihrem Mädchentagebuche an, hiervon ein Beispiel:

1.  
Ach, dort in weiter Ferne  
Da liegt ein Dörflein klein;  
Wie mücht' ich doch so gerne  
In diesem Dörflein sein!

2.  
Hier schleichen meine Tage  
Voll Leid und Kummer hin,  
Und oft tönt meine Klage  
Aus tiefbetrübtem Sinn.

3.  
Ihr Schwestern und ihr Brüder  
Wie glücklich müßt ihr sein.  
O, kehrt' ich nur erst wieder  
In eure Mitte ein!

4.  
Doch ruhig will ich leben,  
Der schönen Hoffnung treu,  
Gott wird mich wieder geben  
Den Meinen all' aufs neu!

Henriettens Tagewerk verlief folgendermaßen in Reichenbach:

„Ich stehe so früh auf wie möglich, damit ich um 5 Uhr unten bin; dann liest Onkel eine Andacht, wir trinken Kaffee und stricken ein wenig. Nach dem Kaffeetrinken mache ich mein Bett und ordne mein Zimmer, schöpfe Milch ab, oder verrichte sonst ein häusliches Geschäft. Um 8 Uhr decke ich den Tisch zum Frühstück, das gewöhnlich aus Butterbrot und Käse, oder auch ein wenig Fleisch besteht. Nachher findet sich allerlei Arbeit. Ans Kochen komme ich wenig oder gar nicht, denn alles wird auf eine andere Weise zubereitet als bei uns, und höchst, höchst einfach, wobei ich mich aber recht wohl befinde. Gegen 1 Uhr wird gegessen, nachher fege ich die Stube aus, dann ziehe ich mich an, wenn ich vor dem Essen nicht dazu kam; bald wird Kaffee getrunken. Entweder findet sich eine häusliche Beschäftigung, oder wir fahren Molly und den Jungen spazieren. Abends lese ich gewöhnlich „der Leute Sabbat“ vor und trage dann unser Butterbrot mit Käse und Bier auf, gehe mit der Vogtin ins Gewölbe zum Melken, gebe Kaffee heraus und lege mich vor zehn, meistens recht müde ins Bett“ . . .

Von dem geselligen Verkehr ist sie mit wenigen Ausnahmen auch nicht entzückt: „Nachmittags waren Pächter S. und Familie hier; sie haben für nichts weiter Interesse als für Ökonomie. O Sachsen, wenn deine Felder nicht grünen und blühen, für deren Gedeihen so manche ihr Leben opfern, dann sollte es mich wundern. Rübe, Schweine, Stühner, Dienstboten sind die ganze Unterhaltung der Damen hier, wenn sie zusammentreffen.“ . . .

Etwas später kommt Henriette mehr zur Selbsterkenntnis, sie sagt: „O Gott, wie sind mir die Augen geöffnet! Ich glaubte, Tante und

Onkel wären so ziemlich mit mir zufrieden, und nun höre ich aus beider Munde, daß dies gar nicht der Fall gewesen ist!

Ach, ihr armen, armen Eltern!

Ich sehe schon die Tränen meiner guten Mutter, ich höre den Seufzer des lieben Vaters, wenn sie diese Nachricht von Onkel erhalten! Ach, ich habe mich zu manchen Arbeiten so gezwungen, ich habe mir so manches versagt, manches getan, wozu ich mich im elterlichen Hause nicht überwunden haben würde, und doch mangelt mir so viel! Ach, ich sehe es ja recht gut ein jetzt . . . ich bin zu mißvergünstigt bei der Arbeit, alles will ich recht vornehm haben, lasse mir nicht gern etwas sagen. Gott, hilf mir in meinem Kampfe, der mir recht, recht schwer wird.“ . . .

Später heißt es: „Onkel hat mir für die erste Kuh, die ich ganz allein melke, 8 Groschen, für das erste Paar Strümpfe gestrickt 8 Groschen versprochen.

12. August. Ich habe eine Kuh (Suralante) bis auf ein Tassenköpfchen voll ausgemolken; o, ich bin einmal glücklich heute abend!“ . . .

Wohl gab es wieder trübe Tage und Wochen für Henriette, aber nach und nach lernte sie in die gegebenen Verhältnisse sich fügen, mehr noch, sie griff ihre Arbeit mit Energie an und machte sie ihrer eigenen Ausbildung nutzbar, und so errang sie mit der Zeit ein besseres Zeugnis von ihren Verwandten.

Ungefähr ein Jahr blieb sie in Reichenbach, und erst Mitte April 1845 kehrte sie in ihre geliebte Heimat zurück. Über die vorhergehende und diese Reichenbacher und folgende Zeit urteilte sie fünf Jahre später folgendermaßen:

„In meiner Jugend hat es mir gefallen, kränklich zu sein, man machte es mir so sehr angenehm, liebte mich und hätschelte mich auf alle mögliche Weise, und ich war es, um die sich das ganze Haus drehte. Das ging fort bis zu meinem 17. Jahre; man hielt mir vieles zu gut, verlangte keine Arbeit von mir und suchte mir obendrein Freuden zu verschaffen, die mir sonst nicht geworden wären. Ich habe mich oft recht behaglich in meiner Kränklichkeit gefühlt.

Als ich nach Reichenbach kam, wandte sich das Blatt; man nahm wenig, oft gar keine Rücksicht auf meine Gesundheit, ich mußte arbeiten und war in jeder Hinsicht auf mich allein angewiesen; es wartete mir niemand auf, ich mußte andere bedienen, ach, wie mancher Seufzer ist

mir entschlüpft, wie manches Gebet um Erlösung aus diesem Jammerthal emporgesandt! Wie oft habe ich mir den Tod gewünscht, und ich mußte dennoch leben — und arbeiten!

Aber ich kehrte mit roten Backen und ganz blühend und hübsch, wie man mir sagte, in mein Vaterhaus zurück, auch mit einem Herzen voll guter Vorsätze.“

Am 23. April 1845 an des Vaters Geburtstag lag Henriette wie aufgelöst vor Freude wieder in den Armen der Ihrigen. „Gott sei Dank“, schreibt sie, „alle, alle habe ich sie wieder, ich bin in dem Häuschen, welches das Teuerste, was ich auf Erden besitze, birgt, ich fühle die heimatliche Luft um mich wehen, höre wieder die Glocke des Kirchleins, das noch da steht auf dem Berge und in unser Fenster schaut; ach, ich kann mich noch nicht satt sehen an dem Leben meiner Lieben — es ist die seligste Stunde meines Lebens!“

Als nun der Freudenrausch vorüber war und die Alltäglichkeit mit ihrer unerbittlichen Eindringlichkeit das unruhevolle Gemüt des 18jährigen Mädchens umgab, da war das Ergebnis ihrer Prüfungszeit nicht groß, hauptsächlich ein negatives. Henriette war wohl eine andere geworden, ihre Gesundheit war besser, ihre Willenskraft war erstarkt, ihr Pflichtgefühl erwacht, ihre Liebesfähigkeit vertieft; aber die Verhältnisse waren im wesentlichen dieselben geblieben, und die traditionellen Anschauungen ihres Kreises in bezug auf die weibliche Bestimmung übten einen mächtigen Druck auf sie aus.

Die über alles geliebte Mutter konnte der unbefriedigten Seele ihrer Tochter keinen Weg aus diesem Labyrinth des weiblichen Daseins weisen, sie stand selbst erschreckt vor den Fragen, welche die Tochter ihr zuweilen stellte, und mahnte zur häuslichen Pflichterfüllung. Durch eine Reihe freudiger und auch trauriger Ereignisse in dem Verwandtenkreise war die Mutter gezwungen, in diesem Jahre längere Zeit vom Hause abwesend zu sein, und da die Kinderzahl eine große war, mußte Henriette die Leitung und Besorgung des Hauses zeitweise allein übernehmen, um so mehr, da ihre Schwester Anna in Hildesheim zu ihrer Ausbildung weilte. Freilich kamen die fürchterlichen Szenen nicht mehr vor, wenn Henriette in die Küche gehen sollte. Nach ihrer eigenen Aussage machte ihr Kochen jetzt viel Freude, weil sie besser als die andern dem Essen Wohlgeschmack zu geben verstand, und dies ihre Eitelkeit nährte. Sollte sie aber Feuer anzünden, Kartoffeln schälen, einen Topf reinigen (wobei die Hände, auf deren Weiße sie damals

sehr stolz war, beschmust wurden), dann hatte ihre Umgebung den Genuß einer Komödie, wobei das Mienenspiel die Hauptsache war.

Wenn dann die Mutter ärgerlich sagte: „Geh' nur fort, ich mache alles allein!“ oder wenn die Mutter sie traurig anblickte, da kapitulierte Henriette vollständig, und tief reuig nahm sie der Mutter das Messer oder den Löffel aus der Hand, denn der Mutter Trauer über ihr Wesen konnte sie keinen Augenblick vertragen. Dagegen erzeugten des Vaters Ermunterungen auf diesem Gebiete kein wohlthuendes Gefühl; ein Lob von ihm über eine saubere Stube weckte einen inneren Grimm, der sich in der Einsamkeit durch lautes Aufschreien oder durch einen Biß in den eigenen Arm Luft machte.

Gänzlich ununterrichtet über Naturvorgänge, geistig selbsternährt an den großen Dichtern und schlechten Romanen, die sie nachts verschlang, konnte Henriette keine Vermittlung finden zwischen ihrem Geistesleben und der konkreten Welt, und doch wohnte im Grunde ihrer Seele eine tiefe Sehnsucht nach Lebensharmonie. Was sie tat, wollte sie begreifen, und sie begriff nicht, weshalb man aß und trank und sich mühte in mechanischer Arbeit, um zu leben, und weshalb man lebte, um zu sterben, ohne besonders glücklich zu sein, und über diesen engen Horizont eines solchen Daseins hatte noch niemand ihren grübelnden Fragegeist hinausführen können. In späteren Jahren hat sie über diese Periode ihres Lebens selbst gesagt:

„Vor allen Dingen konnte meine Seele keine Befriedigung finden in häuslichen Beschäftigungen, die sich stets wiederholten, ohne ein für mich verständliches, höheres Ziel, und deren Verrichtungen mir hingestellt wurden als die natürlichen Pflichten des Weibes, ganz abgesehen davon, ob sie höheren Zwecken dienen oder nicht. Alles, was bei denselben Verstand und Herz in Anspruch nahm, war mir verborgen und genommen, denn meine geliebte Mutter, die selbst eine so vorzügliche, sorgsame Hausfrau war, überließ mir keine Verantwortung. Ich sollte unter ihr „lernen“, d. h. nach ihren Vorschriften in allen Einzelheiten handeln; so blieb mir wenig mehr als Übung von Handfertigkeiten, bei denen ich mir nichts denken konnte, und das haßte ich von ganzer Seele. Ich habe kaum einen Menschen mehr geliebt als meine Mutter, aber dennoch gab es in der Zeit Schwierigkeiten für meine Mutter, meiner Natur gerecht zu werden. So verfiel ich in den alten Schlendrian; ich schrieb nachts Romane und begann meine Tage auf dem Sofa.“

Diesem Orange, ihrem unruhewollen Seelenleben Gestalt zu geben,

haben wir es zu verdanken, daß so manches Selbsterlebnis, verschleiert durch fingierte Namen und Verhältnisse, niedergeschrieben wurde. Hier ist ein solches Fragment, welches jedenfalls das Verhältnis des Vaters zur erwachsenen Tochter und seine Stellung als Familienhaupt treffend charakterisiert:

„Johanna saß mit ihrem Nähkorbe auf der Veranda und sah träumend die Gartenallee hinunter, an deren Ende die Gartenpforte sich befand. Der Bote, der zur nächsten Station geschickt wurde, Briefe und Zeitungen abzuholen, erschien. Weshalb klopfte ihr Herz, als sie ihn erblickte? Sie hatte keinen Brief zu erwarten, der sie besonders interessierte, aber vielleicht gerade darum erregte sie die Erscheinung des Boten jedesmal, denn es war ihr immer, als müßte endlich etwas Besonderes in ihr Leben eintreten, nachdem sie 18 Jahre geworden, ohne irgend etwas Außergewöhnliches erlebt zu haben. Der Bote erschien ihr als der Vermittler zwischen ihrem Stilleben und der Außenwelt, und ihr Herz klopfte jedesmal vor Erwartung.

Die Postmappe wurde in des Vaters Zimmer gelegt, der allein den Schlüssel zu ihr hatte, und so ging alles durch seine Hand, was sie enthielt, und gewöhnlich wurde um 5 Uhr zur Kaffeestunde die Mappe geleert.

„Ei, ei! Was ist denn das?“ rief heute der Vater seiner Frau zu, indem er ein goldumrandertes Kuvert musternd der Empfängerin aushändigte.

„Die Frau Doktor ladet Mutter und Tochter zum Kaffee ein und bittet dringend um beider Erscheinen; müssen wir gehen?“ fragte die Mutter im schüchternen, die Tochter im abwehrenden Tone.

„Ja, liebe Kinder, ich glaube, wir können das nicht ändern, wir sind den Leuten jede Freundlichkeit schuldig; morgen nachmittag  $\frac{1}{2}$  4 Uhr steht der Wagen bereit“, und damit war die Sache abgemacht.

Mutter und Tochter standen andern Tages einige Minuten vor der festgesetzten Zeit in des Vaters Zimmer, um Abschied zu nehmen. Johanna ordnete vor dem Spiegel die kornblumenblaue Schleife und legte den weißen Mullüberwurf über dem einfachen Seidenrock von derselben Farbe wie die Schleife, in Falten, damit er nicht zerdrücke während der Fahrt, während die Mutter sich vergeblich bemühte, ihre Handschuhe zuzuknöpfen. „Nun, Johanna,“ rief der Vater im Eintreten, „siehst du nicht, daß deine Mutter deiner Hilfe bedarf?“

„Liebes Kind“ (zu seiner Frau sich wendend), „wann willst du es

endlich genießen, daß du eine erwachsene Tochter hast, die dich jetzt im kleinen wie im großen bedient? Du wirst sonst erleben, daß die sorgsamste, fleißigste, umsichtigste, rücksichtsvollste Frau, die es nur geben kann, eine Tochter hat, welche in allen diesen weiblichen Tugenden der Mutter nicht gleicht."

Der Ton, in dem diese hart klingenden Worte gesprochen waren, gab ihnen einen ganz anderen Charakter, als sie an und für sich trugen, und der Ausdruck seines Gesichtes hob fast den Tadel auf, so liebend schaute er sein treues Weib an, über deren zartes Gesicht sich eine sanfte Röthe verbreitete.

An seine Tochter sich wendend: „Mädchen, Mädchen! werde wie deine Mutter, sonst kannst du keinen Mann glücklich machen!“ Dabei sah er stolz und zärtlich zugleich auf die schlank gewachsene Tochter vor ihm.

„Aber Vater,“ erwiderte die Tochter, „wenn es Männer gäbe, die eine Frau möchten, gerade wie ich bin?“

Der Vater schnitt diesen Dialog kurz ab, indem er mit einer komischen Vorsicht der Toilette wegen Mutter und Tochter nacheinander umarmte und ungeduldig rief: „Nun macht, daß ihr fortkommt, da hält der Wagen vor der Thür.“

Stillschweigend fuhren Mutter und Tochter dahin, in der Mutter Herzen zitterte noch das Lob des von ihr geliebten Mannes nach."

Auch folgendes ist ein Erlebnis der erwachsenen Tochter im elterlichen Hause. „Einmal sollte ein größeres Fest auf Schloß Söder zur Feier des Volterabends der Gräfin Maria stattfinden. Die Gräfin Stolberg lud die Familie Breymann in Mahlum dazu ein.

Gern folgte man der Einladung, und Eltern und Kinder freuten sich auf den 3. August. Tagelang vorher wurde die Toilettenfrage von allen Seiten beleuchtet und durch eifriges Schneidern und Ausbügeln sehr einfach, aber geschmackvoll gelöst. Der Festtag kam und mit ihm zwar sehr schönes, aber heißes Wetter. Der Wagen war bestellt, da entschied der Vater, Henriette sollte entsagen lernen, sie sollte zu Hause allein bleiben; er meinte das in der besten Absicht, aber ganz unmotiviert. Hätte die Mutter ihrer Hülfe bedurft, dann wäre es Henrietten nicht schwer geworden, aber so? Innerlich ergrimmt, sich wie ein kleines Kind behandelt zu sehen, machte der Ärger sich bei ihr in Tränen Luft. Alle übrigen Mitglieder der Familie bestürmten den Vater mit Bitten, schließlich gab er nach, so fuhr Henriette mit und amüsierte sich köstlich."